

AUSZÜGE AUS

Klaus Berger
Universität Heidelberg
JESUS
Pattloch Verlag 2004, 704 Seiten

Einführung

13-14

Mit diesem Buch überschreite ich bewusst mein Fachgebiet. Mein Beruf ist es, die Bibel und ihr Umfeld wissenschaftlich zu erforschen. Als Exeget bin ich normalerweise für Texte und Textauslegungen zuständig, weitergehende Fragen sind tabu. In diesem Buch aber verlasse ich mein Terrain. Ich möchte modernen Menschen sagen, *was sie von Jesus haben*. Ich möchte Menschen antworten, die fragen, ob Jesus heute noch irgendeine Bedeutung für sie hat. Wer mich als Exeget kennen lernen möchte, soll mein Buch »Wer war Jesus wirklich?« lesen. In diesem Buch werde ich mich bemühen, theologisches Fachchinesisch zu meiden, sehr einfach und klar und vor allem nicht um den Brei herumzureden. Denn dieses Buch soll für Christen und Nichtchristen, Fachleute und Laien; gläubige und weniger gläubige Menschen gleichermaßen geeignet sein.

Das Bild von Jesus, das ich hier zeichne, bedeutet eine Wende. Für Außenstehende mag es verwunderlich sein, aber es gibt in der Theologie derzeit ein *doppeltes Jesusverbot*. Das erste Verbot sprechen historisch-kritische Exegeten aus, die Jesus klein machen, das zweite die Ideologen und Schwätzer, die ihnen auf den Fuß folgen und »Jesus« mit Bedeutungen befrachten, über die er sich vermutlich gewundert hätte - die ihn politisch vereinnahmen oder zur psychologischen Sphinx umdeuten.

Mit »Verkleinerung durch die historische Kritik« meine ich: Bestimmte Forscher bezogen ihr Bild von Jesus ausschließlich aus einem Teil der drei ersten Evangelien Matthäus, Lukas, Markus; das Johannesevangelium nahmen sie nicht zur Kenntnis. Sodann bestritten sie viele weitere Jesusworte in ihrer Echtheit. Sie erklärten Texte, die aufgeklärte Zeitgenossen peinlich berühren könnten, kurzerhand zu Legenden und machten die nachösterliche Gemeinde dafür verantwortlich, dass aus Jesus eine Art Gott wurde. Das machte Jesus kleiner - ein gewöhnlicher Mensch, der weniger gesagt und weniger getan hat, als das Neue Testament berichtet. Die Berichte über Jesus wurden ihrer Pointe beraubt, wurden witz- und salzlos. Und die Person Jesus selbst schrumpfte in sich zusammen. Es lief immer nach dem Schema: »Er ist im Grunde genommen ..., er ist nichts anderes als ein ...«, wobei man die Auslassung variabel ergänzen konnte.

Die Folge der Verkleinerung Jesu war, dass man das, was da noch übrig blieb, nach Herzenslust frisieren und trendy zurechtstutzen konnte. Abgesehen von dem, was man ohnehin als unpassend übersah, setzte man sich die politische, existenziale, ökologische oder feministische Brille auf, um den kärglichen Rest »ganz neu« zu betrachten. Ein paar (politisch, existenzial, ökologisch, feministisch) funkelnde Lebensweisheiten - mehr blieb nicht. Kein Wunder, wenn sich für diesen Jesus kein Mensch mehr interessiert: belanglose *minimal art*. »Wenn dieses oder jenes Jesuswort echt wäre, was könnte uns das dann unter Umständen sagen?« - Fragen dieser Klasse interessieren auch mich nicht mehr. Das war die Moderne.

Stattdessen werde ich im Horizont eines postmodernen Ansatzes ganz unmögliche, unwissenschaftliche, naive, für den modernen Menschen von gestern geradezu peinliche Fragen stellen, Fragen wie: Kann man bei Jesus beten lernen? Wie wird man mit Jesus glücklich? Wie wörtlich muss man Jesus nehmen? Kann man mit Jesus sterben? Ist Jesus »die Wahrheit«? Die Antworten erfinde ich nicht. Ich lege das Neue Testament aus - und zwar durch eine Fülle sich ergänzender Beobachtungen und unterschiedlichste Erfahrungen an *allen* Evangelien. Die

Auslegungen sind entstanden in ununterbrochenem Dialog mit jedem einzelnen Text. Mein wichtigstes Prinzip lautet: Nicht *wir* kritisieren den Text und rücken ihn für unsere Bedürfnisse zurecht, *der Text kritisiert uns.*

...

Woher wissen wir etwas über Jesus? Welche Quellen ziehe ich heran? Welche sind sehr wichtig, welche weniger wichtig? Für mich gilt das Modell der konzentrischen Kreise: Am wichtigsten ist das, was Jesus selbst gesagt hat; am zweitwichtigsten sind die vier Evangelien, dann folgen alle übrigen Schriften im Neuen Testament; dann folgen die Berichte und Deutungen Jesu aus dem ihn umgebenden Judentum, schließlich befrage ich auch die strenger religiös orientierten Traditionen der Kirche nach ihrem Wissen über Jesus. Wir sind heute schon rein chronologisch gesehen ganz weit weg von Jesus und müssen »Gleichzeitigkeit« erst mühsam herstellen. Andere waren näher dran. **Warum sollten wir nicht annehmen, dass die Texte des frühen Christentums in Fühlweite waren, dass sie Jesus authentischer verstanden als ein hegelianisch *geschulter Professor* des 19. Jahrhunderts?**

Immer wieder nehme ich Bezug auf religiöse Erfahrung im Judentum zur Zeit des Neuen Testaments, in den monastischen Traditionen der Alten Kirche und des Mittelalters. Ihnen allen gemeinsam ist die Orientierung an *Mystik* im weitesten Sinne des Wortes. Der Christ der Zukunft werde Mystiker sein oder er werde gar kein Christ mehr sein, mutmaßte vor Jahren ausgerechnet der spekulativste aller Theologen, Karl Rahner. Mystik ist nicht mehr und nicht weniger als das Achten auf die erstrangige Wirklichkeit Gottes. Die biblischen Schriften über Jesus wurden ausnahmslos in einem mystischen Horizont verfasst und können daher auch nur in einem mystischen Horizont verstanden werden. Dass Menschen des 21. Jahrhunderts über keine mystischen Erkenntnisorgane mehr verfügen, ist ein unwissenschaftliches Vorurteil, das in den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts noch vertreten werden mochte, als Rudolf Bultmann meinte, man könne doch einem Menschen, der einen Radioapparat besitze, nicht im Ernst zumuten, an Wunder zu glauben. Der Religionsphilosoph Max Scheler meinte dagegen bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts: »Der Kern der Person Jesu ist nur einem gegeben: seinem Jünger.« Mystik erkennt Mystik. Die Wahrnehmung mystischer Faktizität tritt daher gleichrangig neben Faktizität im Sinne der modernen Naturwissenschaft ...

16

So will dieses Buch ein Ende damit machen, dass man die Gestalt Jesu ein ums andere Mal vor das Gericht der kritischen Vernunft zitiert, um die historischen Alibis des Angeklagten zu bewerten. Jesus versteht man eben nicht nur mit dem Kopf. Wer etwas von ihm wissen will, muss sich auf die kongeniale Erkenntnisweise der Mystik einlassen. Herz und Gefühl werden nicht der Psychologie überlassen, sondern ihr entrissen.

...

Mein eigentlicher theologischer Lehrer war zu allen Zeiten meines Lebens der deutsche Kardinal Nicolaus Cusanus, der mich lehrte, in Jesus Christus auch den zu sehen, in dem alles, was Gott je mit dem Menschen vorhatte, zur höchsten und schönsten Entfaltung gelangt war.

...

Von allen Emblemen, die durch die Wissenschaftsgeschichte der Schriftauslegung getragen werden, wurden mir mit den Jahren die Termini »Osterglaube« und »nachösterlich« immer fraglicher. Man findet sie tausendfach in Artikeln, Büchern, Reden, Predigten. Gemeint ist damit, dass ein wesentlicher Teil der neutestamentlichen Berichte über Jesus als pure Erfindung der Gemeinde nach Ostern zu gelten habe. Jesus könne dieses oder jenes, was wir von den Evangelisten überliefert bekommen haben, gar nicht gesagt, getan, gedacht, gewusst haben. Dieses Wort da sei »mit Sicherheit« eine »nachösterliche Eintragung«, eine Korrektur »im Licht des Osterglaubens«. Bei so viel Sicherheit steigt die Gewissheit meiner Skepsis. Ebenso fraglich wurden mir alle Kriterien, die es angeblich möglich machen, echte von unechten Jesusworten zu scheiden. Und was ist dann mit den »echten«? Gibt es dann Jesusworte erster und zweiter Klasse? Und wer hat darüber zu befinden? Und was ist mit den Worten Jesu, die durch den Rost des *common sense* der Forschergemeinde fallen (wobei es genau in der Frage der *ipsisissima verba* Jesu einen *common sense* nicht gibt)? Am besten aus der Bibel tilgen? Immer mehr wurde die etablierte Forschung als ein kompaktes System für mich Gegenstand kritischer Anfrage. Sie betrifft schließlich auch

die angebliche Markuspriorität. Das ist die Annahme, Markus sei das erste Evangelium, alle anderen seien von ihm abhängig. Kann das Evangelium nach Johannes nicht mindestens genauso alt sein? Aber schon die bloße Frage zu stellen, ob das vierte Evangelium nicht viel älter sei als angenommen, ist irrationales Ketzertum, eine exegetische Härte sie, eine Todsünde wider den *mainstream*, wo doch die Ökumene liberaler protestantischer und katholischer Exegeten ein ganz fester kollegialer Verbund ist, der seinesgleichen sucht.

Unter Theologen gibt es nicht nur »good guys« und »bad guys« es gibt auch »good words« und »bad words«, ungeliebte Texte in der Heiligen Schrift, denen man als Exeget besser aus dem Weg geht. Gerade diese Texte wurden für mich zu einem wichtigen Abschnitt meiner Begegnung mit Jesus Christus. Ungeliebt sind alle Texte, in denen beispielsweise Engel vorkommen (von Mariä Verkündigung bis zum leeren Grab und zur Himmelfahrt), die »steilen«, nicht naturalistisch erklärbaren Wunder, jedes Einwirken Gottes in der Welt, Auferstehung und Wiederkunft Jesu Christi, alle »kirchengründenden« Texte der Evangelien usw. Unter mystischen Fakten verstehe ich eine Anzahl von Geschehnissen der geschilderten Art. Sie sind mystisch, weil sie ihrer Ursache und dem Zustandekommen nach auch für frühe Christen verborgen waren und in dieser Hinsicht in den Bereich der unsichtbaren Wirklichkeit Gottes (oder auch des Teufels) gehörten. Mystisch ist das Verborgene, Unsichtbare, für den Verstand nicht Evidente.

Allerdings gibt es »mystische« Ereignisse, die dennoch offensichtlich sichtbare Spuren hinterlassen haben (Ruferweckung des Lazarus). Mystik ist nichts Privates, Krankhaftes oder Subjektives, sondern eine eigenständige Dimension der Wirklichkeit, in die hinein es immer mehrere Schneisen nebeneinander gibt. Verklärung und Auferstehung Jesu, Mariä Verkündigung und die Endzeitvisionen Jesu sind dann nicht Randphänomene, sondern rücken in den Mittelpunkt.

Ich möchte die Wirklichkeit mit einem Haus vergleichen. Vom Flur aus gehen verschiedene Türen ab, die in unterschiedliche Zimmer führen. Eines der Zimmer könnte man »exakte Wissenschaften« benennen, ein anderes »Weisheit und Werte«, ein drittes »Kunst«, ein viertes eben »Mystik«. Zwischen den Zimmern gibt es Verbindungstüren. Die Wirklichkeit - ein Haus mit mehreren Räumen! Diesen Fortschritt in der Erkenntnis hat uns die Postmoderne gebracht. In Wirklichkeit leben wir nicht mehr nur eindimensional nach der Physik des 19. Jahrhunderts. Man kann das Nebeneinander verschiedener Wirklichkeiten auch als »Ungleichzeitigkeit« bezeichnen. Dieselben Menschen, die einer Internet-Community angehören und sich einer Laseroperation unterziehen, können gleichwohl das Fest des Erzengels Michael feiern.

So ist der Satz Rudolf Bultmanns »Ich kann nicht gleichzeitig einen elektrischen Schalter benutzen und an die Himmelfahrt Jesu glauben«, der seinerzeit ob seiner »Modernität« schockierte, heute nicht nur altbacken, versnobt und überholt, sondern unsinnig. Mein Versuch postmoderne Theologie zu treiben, wäre noch vor wenigen Jahrzehnten unter der Rubrik »Aberglaube« abgetan worden. Entsprechend konnte man noch vor 50 Jahren im evangelischen Religionsunterricht die Abendmahlsauffassung der katholischen Messe als Zauberei bezeichnen (als ob Martin Luther besonders weit davon entfernt wäre!). Immerhin hat mancherorts die ökumenische Denkart mehr Verständnis auch für das bewirkt, was uns nun beschäftigt.

Wir setzen voraus: Es gibt mehrere Bereiche der Wirklichkeit und entsprechend mehrere Arten von Fakten. Die Kriterien für das, was »wahr« oder »Faktum« ist, sind je unterschiedlich. Ich vertrete die These: Was hier mystische Fakten genannt wird, sind wirkliche Ereignisse, und ihnen entsprechen bestimmte Erfahrungen. Diese Fakten sind nicht privat, subjektiv, irrational, eingebildet oder halluzinativ (krankhaft). Ihre Voraussetzungen sind bis zu einem gewissen Grad machbar, sie selbst jedoch werden dem Menschen geschenkt.

...

Jungfrauengeburt, Himmelfahrt, Blinde sehen, Lahme gehen, Stürme brechen in sich zusammen, die Erde bebt, Tote stehen auf, Engel kommen vom Himmel, Menschen verstehen fremde Sprachen ... Mit den Patronen der Naturwissenschaft lässt sich die Bibel leicht durchlöchern und zerfetzen. Viele sagen: Alles, was in der Bibel gegen die moderne Wissenschaft und ihre Gesetze verstößt, kann es nicht gegeben haben. Man macht zum Maßstab, was man beweisen kann. Kaum jemand hat Zweifel daran, ob dies wohl der richtige Weg ist, mit der Bibel umzugehen.

Könnte es nicht sein, dass *wir* die Banausen, *Wir* die Blinden sind dass wir in einer Art geistigem Imperialismus unsere eindimensionale Sicht der Wirklichkeit auf alles und natürlich auch auf die Bibel extrapolieren, nach dem Motto: Was bei uns nicht bekannt ist, das kann es auch dort nicht geben? Der Beweis der Analphabeten, dass es keine Schrift gibt. Kaum einer fragt, ob wir der Bibel von uns aus vorschreiben dürfen, was wirklich ist. Könnte es nicht sein, dass die Menschen, die die Bibel aufschrieben, einen weiteren Geist und ein größeres Herz hatten als wir? Würden die Menschen der Bibel uns nicht sagen: Ihr habt Gott gestrichen - wie kommt ihr dazu, die unsichtbare Hälfte der Wirklichkeit abzuschaffen? Müssten wir nicht erschrecken, wenn jemand uns sagt: Ihr habt die Wirklichkeit halbiert, ihr seid auf einem Auge blind geworden? Die Bibel konnte noch die ganze Wirklichkeit sehen.

...

Die Bibel bringt nämlich mit ihrer eigenen Logik das zusammen, was für unser Denken immer auseinander fällt: die Auserwähltheit des einen Volkes *und* die Berufung der Heiden, das Wirken Gottes *und* die Verantwortung der Menschen, Gottes Allmacht *und* die Zeit des Bösen, Gottes Liebe *und* sein Gericht. - Seit vielen Jahrhunderten sind wir dabei, jeweils nur die eine Seite dieser scheinbaren Gegensätze herauszukehren und die andere zu kappen. Unser Denken ist seit Jahrhunderten ein vergeblicher Versuch, sich abzuarbeiten an der Logik der Bibel. Sie ist nicht aristotelisch, nicht abendländisch. Die Konsequenzen waren in der Regel blutig. Genauer gesagt: Man hat sie zum Anlass genommen, denn die Ursachen lagen immer woanders. Die Bibel sollte sie zudecken. Das nennt man Ideologie. Damit hat man sie gegen Gottes Willen schändlich missbraucht. Unsere einzige Chance, weiteres Blutvergießen zu vermeiden: Noch einmal versuchen, sich auf die Logik der Bibel einzulassen - vielleicht unsere letzte Chance.

Zuletzt möchte ich sagen: Die Bibel ist schön, wie uralte Menschen sehr schön sein können. Viele Geschichten, die die Bibel erzählt, haben den Charme von Klassikern. Sind wie Grundbausteine unserer Kultur. So die Geschichten von Adam und Eva, von Kain und Abel, von Noah und der Arche, von Abraham und Isaak, von Rachel und Rebekka, von Mose am Sinai. Und im Neuen Testament steht vieles, was wir immer wieder gerne hören, wie die Geschichte von Mariä Verkündigung, von Maria, die übers Gebirge ging, Elisabeth zu besuchen, von Petri Fischfang und Versinken im Meer. Und was könnte schöner erzählt sein als der Gang der Jünger nach Emmaus, in deren Mitte Jesus ging und deren Herz brannte bei seinen Worten? Alle diese Geschichten sind wie kunstvolle alte Glasfenster, durch die das Licht der Sonne gebrochen wird, in die wir ohnehin nicht direkt blicken könnten.

...

Die Jünger Jesu - sie sind das Salz der Erde - bekommen hier gesagt: Man könnte euch auch wegschütten! Eine harte Rede. Entweder erfüllt das Salz seine Aufgabe oder es wird wie Dreck behandelt. Das Bild soll ausdrücken: Nichts ist schlimmer als Christen, von denen nur noch der Name geblieben ist. Beschrieben wird die Erfahrung von Verfall und Ende, wo Anfang sein sollte. Denn gegenüber der Welt ist das Salz das Andere und Neue, das sie durchdringen und prägen sollte. Es könnte ihr ein neues Gesicht geben. Könnte ihr Geschmack, Eindeutigkeit und Gestalt verleihen. Aber nur aus seiner eigenen inneren Kraft heraus kann Salz prägen. Wer eine Gesellschaft prägen will, muss selbst die Alternative darstellen. Denn das Salz ist ja etwas von der Welt Verschiedenes. Die Kirche kann sich von der Gesellschaft eben nicht scheidlich-friedlich als die netten Nachbarn von nebenan vereinnahmen lassen. Salz beschreibt die Aufgabe einer sich unterscheidenden Minderheit.

...

Würziges Salz sollten sie sein, aber sie sind lieber das Öl im Getriebe oder der Honig im Kuchen. Statt die christliche Alternative sichtbar zu machen, lieben sie den Kompromiss. Durch Nivellierung möchten sie unauffällig erscheinen und (ausgerechnet) um Gottes willen keinen Anstoß erregen. Mit Gewalt möchten sie heraus aus dem Getto - und begreifen doch nicht, dass sie notwendig und oft in sehr konkretem Sinn ihre Heimat nur im Getto haben dürften. Sie erkennen nicht, dass man Menschen nicht durch Nachgeben, sondern durch Forderungen gewinnt. Der Verlust an Gewicht, den die Kirchen in der Geschichte erleiden müssen, hat darin ihren Ursprung, dass man zu wenig von der einschneidenden Härte der christlichen Botschaft gesprochen hat. Und zu wenig begeistert von der Verheißung. Christentum ist eben nicht Verbrüderung um jeden Preis. Soren Kierkegaard: »Salz, Salz her! Denn die Christenheit ist eine Fäulnis des Christentums! Eine christliche Welt ist der Abfall vom Christentum.« Salz der Erde

sein bedeutet Widerstand leisten aus Hoffnung. Der Münzstempel, der weicher ist als das Metall, das er prägen soll, taugt nichts. Salz ist nicht für Salz da, Christen nicht zu innenchristlicher Selbstbefriedigung. Salz an und für sich ist kein Nahrungsmittel; es hat nur Sinn und Bedeutung in Beziehung zu anderen Speisen, deren Essenz durch Salz hervorge lockt wird. Als Salz der Welt sind die Christen für die anderen da; ihr Job ist Dienstleistung pur.

...

Aufmerksam werden die Menschen erst durch abweichendes Verhalten. Der Christ ist Dissident aus Prinzip. Wie das aussieht, hat Jesus in den Seligpreisungen gesagt.

...

»Tag« und »Nacht« sind biblische Urworte. Das Wort »Tag« steht für die auf uns zukommende neue Welt, die sich im wiederkommenden Christus lichtvoll von Gott her eröffnet. Die Nacht steht für die gegenwärtige Welt, für das Unentschiedene, Böse, Unerlöste, für die Zeit, in der Wachsamkeit angesagt ist, denn »der Teufel geht umher wie ein brüllender Löwe, suchend, wen er verschlinge ... «

...

Über die Erfindung Jesu 3.1 Die Evangelien als Legenden

Vor kurzem las ich in einer angesehenen christlichen Zeitung, die Kindheitsgeschichten der Evangelien seien allesamt »Legenden«, historisch wisse man von Geburt und Kindheit Jesu nichts. Nicht dass mich diese Nachricht schockierte; ich staunte nur darüber, dass diese in die Jahre gekommene Standardannahme der liberalen Exegese nun auch in das Fleisch und Blut vorweihnachtlicher Erbauungsliteratur übergegangen ist. Was hier dem Leser geboten wurde, war „Bultmann und seine Schule«.

...

Nun fragt man sich freilich nach den Kriterien dieser Scheidekunst zwischen dem Gold historischer Glaubwürdigkeit und dem minderen Material interessegeleiteter, fabulierender (Gemeinde-)Erkenntnis.

Es zeigt sich: Die Urteile über das, was Legende sei, werden erstaunlicherweise oft außerordentlich leichtfertig gefällt, die Trennung von historisch Verlässlichem und Legenden oft ohne deutliche K.-iterien vorgenommen. Unter »leichtfertig gehandhabte Kriterien« verstehe ich den offensichtlich geltenden Grundsatz, dass es sich dann um Legende handle, wenn etwas zu außergewöhnlich, anstößig, wunderbar, gar in Begleitung von Engeln oder unter Voraussetzung erheblicher Veränderung der Leiblichkeit »geschehen« sein sollte.

Die Leichtfertigkeit an dieser Stelle ist nur mit Gleichgültigkeit gegenüber der Geschichte zu erklären. »Was nicht sein kann, das nicht nicht sein darf« - dieser Satz passt ins Szenario des Deutschen Idealismus und in der Geschichtswissenschaft hat er eigentlich nichts verloren. Man kann nicht Geschichte betreiben und damit voraussetzunglos offen für das sein, was sich wirklich ereignet hat, und gleichzeitig ein Interesse einbringen, das Anstößige, Unbequeme, so recht im intellektuellen Diskurs nicht Vorzeigbare zu eliminieren. In der Tat hatte man ja in der Zeit der Anfänge der Bultmann-Schule hören können, dass Historie für den Glauben an Jesus unerheblich sei. Damit waren auch historische Daten für den Glauben unwichtig, ja geradezu gefährlich - der Glaube sollte ja ein reines Wagnis sein, dem die Krücken des Wissens schlecht zu Gesicht stehen.

...

Das Ergebnis unserer Suche nach einer stringenten Kriteriologie ist einigermaßen ernüchternd: Das Legenden-Kriterium par excellence *scheint* letztlich die »normale Alltagserfahrung« gewesen zu sein, die man gegen klerikale Vernebelung der Wirklichkeit ausspielte. So wurde der gesunde Menschenverstand, die Normalität von Otto Normalverbraucher zum Maßstab, was in der Bibel als hartes Faktum und was als krause Fabel zu gelten habe, letztlich auch zum Instrument im gesellschaftlichen Machtkampf zwischen aufgeklärt-bürgerlicher Wissenschaft und obskurantisch-mystifizierender Kirche.

...

Anders gesagt: Was der Inhalt des Glaubens ist, entnahm man weniger der Heiligen Schrift als allgemein vernünftigen Überlegungen. Da Vernunft aber »leer« ist, sucht man Schützenhilfe bei diversen Humanwissenschaften, sei es in Form philosophischer Anthropologie (Bultmann, Rahner), sei es als Psychologie (Drewermann) und Soziologie, sei es als Kommunikationstheorie (Sicher). Doch neu ist das Verfahren nicht: Schon der mittelalterliche Franziskanerdenker Ramon Lull (1235-1315) war hier beispielhaft vorangegangen, indem er aus der Kombination der Eigenschaften Gottes eine abstrakte systematische Theologie entwarf. Solche abstrakten Regelwissenschaften über den Menschen sind eo ipso »dogmatisch«, das heißt: sie streben eine überzeitliche Geltung ihrer Aussagen über »den Menschen« an, verstehen sich insofern als systematisch.

Doch der eigentliche Aufstieg der »Systemanker« begann erst durch die Begegnung mit der liberalen kritischen Exegese. Denn diese liberale Leben-Jesu-Forschung hatte den historischen Gehalt der gesamten Jesusüberlieferung gegen Null reduziert; man überbot sich zeitweise gegenseitig in kritischer Selbstverleugnung, als ginge es um einen Concours in historischer Nichtfeststellbarkeit. Auch heute gibt es noch zahlreiche Gelehrte, die vielleicht zehn bis fünfzehn Jesusworte für echt halten. Wenn das historisch Greifbare ganz geringfügig war, konnte ein Glaube, der sich als anthropologisch-zeitlose Wahrheit verstand, geradezu triumphieren. Der Verlust der Historie war eigentlich ganz willkommen.

...

Es wird deutlich: Auf diese Weise werden die Evangelisten ins Unrecht gesetzt. Was zentral für sie war, wird aus leicht durchschaubaren Gründen für irrelevant oder falsch erklärt. Es wäre doch wichtig zu erfahren, ob den Evangelisten die leibliche Dimension an der Auferstehung Jesu tatsächlich so unwichtig war wie für einen Teil ihrer forschenden Ausleger, die sich von dieser miraculösen Peinlichkeit mit leichter Hand befreien.

...

Warum hat sich dieses Standardmodell in den Köpfen so vieler Bibelwissenschaftler festgesetzt? Man kann sich ein Nebeneinander unterschiedlicher Aussagen im frühen Christentum nicht vorstellen. Dass also z. B. das Johannesevangelium eine selbständige Blüte unabhängig von den Synoptikern (Matthäus, Markus, Lukas) und neben ihnen darstellen könnte und dass die Ähnlichkeiten auf gemeinsame Tradition zurückgehen könnten, hat nur in den Köpfen weniger Exegeten Platz. Ein simples Modell ist allemal schöner als eile möglicherweise komplexe Wirklichkeit.

3.4 Hard facts - oder:

Wie viel Realitätsgehalt haben die Evangelien?

Jedenfalls die Yellowpress ist sich an Weihnachten sicher, dass es völlig unklar und ungewiss ist, was Jesus gesagt und getan hat. Doch schon seit etwa 50 Jahren haben sich namhafte Wissenschaftler von der hyperkritischen Linie entfernt. **Sie folgen dem Rat ihrer weniger frommen Kollegen, der Althistoriker, den frühchristlichen Quellen über Jesus doch etwas mehr zuzutrauen. Diese nämlich wären froh, wenn sie über irgendeine Gestalt der gesamten Antike eine auch nur annähernd günstige Quellenlage hätten. Kurz nach dem Tod Jesu entstanden gleich vier vollständige und 68 (!) teilweise erhaltene Evangelien. Die Quellenlage ist aus fünf Gründen als sehr gut zu bewerten:**

1. Eine Fülle von faktischen Angaben in den Evangelien sind als historisch sicher und damit als »wahr« anzusehen - weitaus mehr, als man noch vor 50 Jahren für möglich hielt. Dazu gehören zum Beispiel die Existenz von Kaiphas und Emmaus, und dazu haben vor allem die Funde von Qumran beigetragen, die für die Zeit bis etwa 20 n. Chr. sehr exakte Kenntnisse über die religiöse Situation des damaligen Judentums liefern.

2. Früher galt der Grundsatz: Alles das ist als falsch anzusehen, was nur im Neuen Testament bezeugt ist und nicht auch außerhalb. In der Zwischenzeit haben sich andere, eher entgegengesetzte hermeneutische Kriterien durchgesetzt: Bis zum Erweis des Gegenteils sind die neutestamentlichen Berichte (im Sinne der Historiker) als historisch wahr anzunehmen.

3. Wenn Evangelisten über das Gleiche unterschiedlich berichten (wovon die Kirche seit der Sammlung des Kanons weiß!), ist nicht von einer Hermeneutik des Verdachts auszugehen, etwa in dem Sinne, dass überall Lug und Trug am Werke ist und man sich die Wirklichkeit nach Theorielage zurecht konstruiert hat, sondern davon, dass die frühchristlichen Gemeinden selbst für ihre Glaubwürdigkeit einstehen mussten und dafür gesorgt haben. Das gilt insbesondere deshalb und dann, wo die Evangelien nach eigenem Selbstverständnis als Zeugnisse angesehen werden wollen, die vor Gericht »wasserdicht« sind.

4. Heute rücken Forscher die Entstehungszeit der Schriften näher an das irdische Leben Jesu heran. So beginnt man zu begreifen, dass die so genannten *vaticinia ex eventu* (= nach dem faktischen Eintritt der Ereignisse zurechtgezimmerte, gefälschte Vorhersagen) selbst Postulate waren, und zwar regelmäßig. Und auch das Evangelium nach Johannes gilt nicht mehr als historisch wertlos - für den Passionsbericht nach Johannes hat man das schon länger geahnt. Insbesondere ist zu fragen, ob das vierte Evangelium wirklich eine »hohe« und deshalb »späte« Christologie vertritt. Denn es handelt sich um eine schlichte Inspirations- und Sendungschristologie, die gar nicht weit weg von Jesus stehen kann.

5. Die mystischen Berichte (Visionen, Englerscheinungen, Ostervisionen etc.) der Evangelien sind auf eine besondere Weise historisch wahr, d.h. sie stehen an der Grenze historischer Faktizität. Eine Untersuchung der Welt- und Erlebnisstruktur dieser Berichte lässt ausschließen, dass es sich um nur private, subjektive oder krankhafte Erfahrungen handelt. Vielmehr haben wir es wohl mit einem eigenständigen Bereich der Wirklichkeit zu tun, der auch konkrete Auswirkungen in Raum und Zeit haben kann. Zum Beispiel ist die Existenz von Engeln - im Sinne mystischer Faktizität - nicht abhängig vom modernen Weltbild, sondern ist Teil eines bestimmten Gottesbildes, das mit Problemen der Physik nichts zu tun hat. (Vgl. dazu: Berger, Sind die Berichte des Neuen Testaments wahr? 2002).

... ..der Heilige Geist ist Ursprung Jesu im Leib Mariens; dieses wird von einem Engel bekannt gemacht. Maria hat zuvor keinen Verkehr mit Josef gehabt. In beiden Evangelien sagt der Engel: »Und du sollst seinen Namen Jesus nennen.« Was die Szene in Lk 1 anbetrifft, so kann man sagen: Wenn der Bericht auf Maria selbst zurückgeht, so kann man damit rechnen, dass ihr Zeugnis in dem bekannten lukanisch-johanneischen Traditionssegment (vgl. Joh 19,2) bekannt war. **Das zugrunde liegende historische Ereignis muss man wohl ein ein mystisch-ekstatisches Widerfahrnis nennen. Das heißt zumindest: Maria hat eine Vision des Engels Gottes, deren Macht so groß ist, dass sie daraufhin schwanger ist.**

... Für Mutter und Sohn bedeutet das: Die Erwählung durch Gott ist radikalisiert und zugespitzt. Erwählung bedeutet hier absolute Heiligkeit, weil es um Gottes Anspruch auf einen Menschen und also dessen Heiligung geht. Dort, wo die Erwählung so aufs Äußerste zugespitzt wird, rückt ein Mensch in unüberbietbare Nähe zu Gott - daher der Titel Sohn Gottes. Er hat als Sohn Anteil an der Lebensfülle Gottes. Das ist inhaltlich die Brücke zur Entstehung durch den Heiligen Geist. Denn wer der Lebensfülle Gottes so nahe ist, wird selber ursprungslose *Quelle*. Das Geschehen ist daher hier (!) weniger leicht über das Denkmodell »Gott wird Mensch« erreichbar, sondern über die größtmögliche Berührung eines Menschen - Mariens - mit dem Geheimnis Gottes. So hat man diesen Text immer gelesen; darum setzte er so viele und tiefe Gefühle frei: Alle Weihnachtsfreude ist in dieser überwältigenden, schier unfasslichen Erfahrung Mariens begründet. Oder im Anklang an das Tedeum formuliert: Gott hat es nicht verschmäht, in diesem palästinischen Mädchen als seinem neuen Tempel zu wohnen.

Eine Theologie, die das Wunderbare von vornherein ausschließt, weil sie Gott gebietet, ausschließlich im Rahmen der kantianischen Vernunftkritik zu operieren, wird sich hier verabschieden. Mystische Theologie, die mit dem Wunder rechnet und mit der Möglichkeit realer Einbrüche des Göttlich-Anderen in die Normalität der Welt, wird sich offen verhalten gegenüber dem, was wohl von Maria selbst als Wirklichkeitserfahrung beschrieben, von den Jüngern geglaubt und in seinen theologischen Folgen bedacht wurde. Hier bedeutet die Entstehung Jesu durch den Heiligen Geist: Der große, unfassbare Gott kommt den Menschen, diesem Mädchen aus Palästina, so nahe, dass diese Nähe die physische Entstehung eines lebendigen Menschen bedeutet. Auch das, was bei der Auferstehung Jesu geschieht, ist grundsätzlich

vergleichbar. Gott kommt dem im Grab liegenden toten Jesus so nahe, dass daraus wunderbares, verwandeltes neues Leben wird. An den beiden Stationen, die für den antiken Menschen in buchstäblichem Sinne das A und das O sind, zu Anfang und am Ende des Lebens, tritt Gott als der Spender gerade dieses Lebens mit physischer Wirksamkeit in Erscheinung. Daher kann man sagen, dass die Entstehung Jesu und seine Auferstehung „aus demselben Holz geschnitzt“ seien. Weniger salopp ausgedrückt: An diesen beiden Stellen der gesamten Geschichte des Heils ist die Nähe zwischen Gott und Mensch am allergrößten.

...

Bei dem Terminus »Sohn Gottes« geht es immer um *Ähnlichkeit und Intimität der Beziehung*, nicht um biologische Zeugung. Das ist wichtig für die Diskussion mit den Moslems. Denn wenn sie uns vorhalten, »Gott hat keinen Sohn«, meinen sie auch so etwas wie Zeugung. Wir hörten ja von dergleichen in heidnischer Mythologie, wo des Öfteren ein Gott mit einer menschlichen Frau im Ehebruch ein Kind zeugt. Das ist für die Bibel unvorstellbar - ein Gräuelf. Gott ist nicht sexuell als Mann vorgestellt. Und wo immer gesagt wird, wie einer Sohn Gottes wird, ist es der Heilige Geist, der ihn dazu macht. So ist es auch bei Jesus. Und wenn dann auch die Christen »Kinder Gottes« heißen, wobei Jesus der erstgeborene Bruder ist, ist es auch hier Gottes schöpferischer Geist, der sie zu Kindern Gottes gemacht hat. Man kann es auch anders sagen: Wo der Vater selbst sich zum Sohn bekennt, sagt er »mein lieber Sohn«. Diese Liebe Gottes zu seinem Sohn - und um seines willen dann auch zu allen anderen Christen - ist ein unfassbares Geheimnis. Sie hat mit Sentimentalität nichts zu tun, sondern ist Bevorzugung vor allen, Auserwählung, und ist auch - das ist am Gottesvolk der Juden abzulesen eine Art Bestimmtheit zum Leiden. Denn wer Gott so ähnlich ist, der muss auch den Widerspruch und den Hass der Welt gegen Gott ertragen.

Überall dort, wo das Neue Testament vom Sohn Gottes spricht, hat dieser Titel eine besondere Bedeutung, die er in älteren Texten kaum je hat. Trotz umfänglicher Forschungen ist diese wichtige Nebenbedeutung bislang übersehen worden: Sohn Gottes ist nicht nur der, der Gott relativ am nächsten steht (im Verhältnis zu allen anderen). Sondern: Der Sohn Gottes hat Anteil an Gottes kraftvollem, unzerstörbarem und ewigem Leben - es ist Leben direkt aus der Hand des Schöpfers. Darin liegt der besondere Schwerpunkt dieses Titels. Deshalb wird Jesus bei der Auferstehung als Sohn Gottes proklamiert. **Und weil er Leben aus der Hand des Schöpfers besitzt, ist Jesus als Sohn Gottes durch den Heiligen Geist in Maria entstanden.**

...

61

... mit und in Jesus wird Petrus und werden wir zugleich Gottes ansichtig (»Wer mich sieht, sieht den Vater). Beides ist in der Tat Offenbarung, sodass Petrus sagen kann: Ja, so ist Gott, und dieser ist Gottes Sohn. Oder anders gesagt: Jesus ist das einzige Foto, das wir von Gott haben.

...

Und wenn da jemand ist, der etwas über Gott und das Geheimnis aller Dinge erfahren will, dem muss man etwas von Jesus erzählen. In ihm ist er ganz zugänglich, erschließt er sich ganz.

...

Es ist schon eigenartig, wie knapp und nüchtern der Evangelist Lukas die entscheidenden Ereignisse der Geschichte menschlichen Heils erzählt. Zu Ostern heißt es: Und der Stein wurde hinweggerollt. Das war alles. Zu Weihnachten sagt er: Und Maria gebar ihren ersten Sohn und wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe. Sparsamer kann man es nicht sagen. In beiden Fällen gibt erst eine zweite Szene Auskunft über das Ungeheuerliche, das da geschehen ist. Diese zweite Szene spielt aber gar nicht bei Jesus, der Hauptperson, sondern es sind jeweils Engel, die relativ fern stehenden Personen offenbaren, um was es sich handelt. In beiden Fällen sagen die Engel: »Fürchtet euch nicht«, und proklamieren ein freudiges Ereignis. In beiden Fällen weisen sie auf ein Zeichen, das ihre Botschaft bestätigt, das leere Grab oder die Krippe. Die entscheidende Botschaft achtet sich an unabhängige Zeugen, zu Ostern kommen dann noch Petrus, die Emmausjünger und die Zwölf dazu.

Wenn aber Gott in Jesus Christus wohnt, dann ist Jesus wie ein Heiligtum. Deshalb kann er sagen: »Hier ist mehr als der Tempel«, nämlich der lebendige Ort der dynamischen Gegenwart des

lebendigen Gottes. Daher nimmt Jesus bei seinem letzten Mahl auch Brot und nichts anderes, um es seinen Leib zu nennen. Denn das Brot ist immer »Brot des Lebens«, das Leben schenkt. Die Realpräsenz in der Eucharistie ist konsequente Entfaltung dieses Ansatzes. Und so wie Maria für die Zeit ihrer Schwangerschaft Tempel Gottes ist, tragen häufig mittelalterliche Messkelche die Inschrift »Maria«, denn sie tragen den präsenten Herrn wie ein Tempel. **Gott ist in Jesus zur Ruhe gekommen - vielleicht darf man das gewagte Bild gebrauchen - so wie die glühende Lava eines Vulkans an einem Menschenhaus wunderbarerweise zum Stillstand kommt.** Gott liebt den Sohn, so intensiv, wie nur Gott lieben kann, und um seiner willen uns alle, so intensiv wie ihn. Und Gott ist auf ihn gekommen wie Licht in einem Schacht das Dunkel erhellt. Und Gott wohnt in ihm, wie schon das Judentum sagen konnte: Gottes Geist wohnt im Tempel. Das Bild des Tempels könnte vielleicht auch nichtchristlichen Juden das Geheimnis Jesu Christi verständlicher machen. Und schließlich kann Gottes Gegenwart in Jesus begründen, dass wir uns nach seinem Wiederkommen voller Liebe sehnen.

...

Die moderne Exegese hat kein Verhältnis zum Bericht über die Verklärung Jesu (Mk 9,2-9 par.), weil sie glaubt, Jesus, ihren Gegenstand, unter Ausschluss von Mystik begreifen zu können, weil sie überhaupt hilflos vor den Kategorien Mystik und mystischer Erfahrung steht. Dabei verstehe ich unter dem, was sich durch »Mystik« an Wirklichkeit erschließt, nichts Krankes, nichts bloß Privates oder Eingebildetes, sondern etwas Objektives, das freilich weder allgemein zugänglich noch objektiv nachprüfbar oder wiederholbar ist. Mystik geht von der begründeten Annahme aus, dass die Wirklichkeit umfassender ist als sie (natur-)wissenschaftlich feststellbar ist. Mystik ist die Definition der Welt unter Einschluss der Existenz Gottes und der Annahme der Möglichkeit von Interaktion mit allen »Personen« und Mächten der unsichtbaren Welt. Mystik geschieht Tag für Tag millionenfach, wenn Menschen beten, an Erhörung der Gebete glauben, wenn sie sich im Leben geführt, geschützt und getröstet wissen. Mystik nennt man den Kontakt mit »Personen« der unsichtbaren Welt Gottes (oder der Gegenseite), hier bei der Verklärungsszene in der klassischen **Gestalt der drei Stadien: Vision, Zwischenszene mit Betonung der Unbegreiflichkeit und Audition.** Es ist unmöglich Jesus unter Ausschluss der mystischen Dimension gerecht zu werden - weil Jesus Sohn Gottes ist, gehört er nach dieser Seite seines Wesens zur himmlischen Welt. Und so brach - mystisch betrachtet - aus Jesu Leib auch zeit seines Erdenlebens immer wieder einmal die göttliche, das heißt: verwandelte Leibhaftigkeit hervor, so auch beim Gehen auf dem Meer.

Ich habe zur Klärung der Verständigung über die Wirklichkeit Gottes in meinem Buch »Sind die Berichte des Neuen Testaments wahr?« (Gütersloh 2002) die Dimension der mystischen Fakten eingeführt. Mir geht es um Klärung der Realität, auf die sich religiöse Erfahrungen beziehen. Ich meine, dass so zu reden in der Postmoderne möglich, ja angemessen ist. Die Wirklichkeit hat eine mystische Dimension - eine Dimension, die nicht sozialgeschichtlich reduzierbar ist, eine eigenständige Dimension, für die eigene Kriterien und Regeln gelten. Die theologische Mitte des Evangeliums nach Markus ist die Verklärung Jesu, denn sie bestätigt vom Himmel her den Anspruch Jesu nach dem Petrusbekenntnis. Die Forschung liebt diesen Bericht nicht gerade und betrachtet ihn als fehlplatzierte Ostergeschichte. Ich halte diese Deutung für unbegründet und gewaltsam. **Die Verklärung Jesu ist eine typische mystische Erfahrung. Weil sie mit neuzeitlichen Mitteln nicht rekonstruierbar ist, darf man sie dennoch nicht auf einen symbolischen Gehalt reduzieren. Erfahrungsgemäß gilt: Sobald man mit einer Reduktion beginnt, kommt kein Ende in Sicht. Man kann die Verklärung reduzieren auf die Aussage, gemeint sei der Glaube an Jesus als Sohn Gottes. Man reduziert weiter und sagt: Gemeint ist nur, dass er ein guter Mensch war. Oder man kann auch das auf seine symbolische Bedeutung reduzieren, und dann heißt es: Gott liebt alle Menschen, denn da steht ja: »Dieser ist mein geliebter Sohn.« Oder sollten wir nicht gleich sagen: »Liebe ist etwas Göttliches?« Und damit wären wir dann endlich bei Weisheiten, die dem allgemeinen Bildungsstand in religiösen Dingen entsprechen. So hilft es am Ende nur, den Bericht über die Verklärung so zu akzeptieren, wie er dasteht, als mystische Erfahrung mitten im Leben Jesu.**

...

71

Die Verklärung ist daher nicht irgendein abwegiges mystisches Geschehnis am Rande, sondern sie ist der zentrale Ort der Selbsteröffnung Gottes; hier erscheint sein Wille; hier wird höchste Verbindlichkeit eingefordert. Sie ist daher die Mitte des Evangeliums nach Markus, die Achse, um die

sich alles dreht. Davon legt die berühmte Verklärungssikone der Ostkirche Zeugnis ab. Der monastischen Spiritualität der Ostkirche war die Lichterfahrung auf dem Berg ein durchaus plausibles Ereignis. Es wird der Beitrag künftiger Exegese sein, die mystischen Traditionen der Bibel wiederzuentdecken und sie nicht systematisch beiseite zu schieben. **Denn hier geht es nicht um merkwürdige Jüngerfantasien, sondern um den Einbruch der Wirklichkeit Gottes in und an der Person Jesu. Und genau das ist die Mitte der Evangelien. Jede Ermäßigung dieses Berichtes ist daher unangebracht.**

...

Das ist nun ein sehr altes Anliegen des frühesten Christentums: Jesus als den Sohn in Kontrast zu den Propheten darzustellen. Hin und wieder geschieht das auch im Bild des Hauses, in dem Jesus der Sohn, die Propheten die Sklaven sind. Erst werden die Sklaven (= Propheten) gesandt, am Ende aber dann der geliebte Sohn; und das ist dann die Wende. Auch Paulus stellt gerne die vorchristlichen Menschen als Sklaven den Christen gegenüber, die insgesamt Kinder sind und damit einen qualitativ besseren Status haben.

So erklärt die Himmelsstimme Jesus zum einzigen Lehrer. Denn auf ihn allein sollen die Jünger hören, niemanden anders nennt die Himmelsstimme. Er ist die maßgebliche Autorität für die Auslegung der gesamten Schrift. Auf sein Wort sollen die Jünger hören, auch wenn es darum geht, was Mose und Propheten gemeint haben. So werden die beiden »Sklaven«/Propheten zu Zeugen für Jesus. Der Sohn ist nicht gegen sie, schafft sie nicht ab, aber er ist die Norm der Auslegung, und zwar in Person.

...

Aber das Evangelium ist kein Lehrbuch, keine Vereinssatzung, kein Ratgeber - es ist ein Lebensbericht, eine Biografie. Das Leben Jesu ist die Lehre, die Satzung, der Rat. So ist der Neue Bund viel enger an die Person des Bundesmittlers gebunden als es der Alte Bund an Mose war. Und deshalb reicht Jesus beim Mahl seinen Leib. Was bedeutet diese zusammenhängende Entsprechung? Gott handelt in und durch Jesus nach dem vertrauten Muster der Sinai-Theophanie und des Bundesschlusses. Beide Ereignisse sind der absolute Höhepunkt der Geschichte des Gottesvolkes im Alten Bund. Der Anspruch der Evangelien ist daher keineswegs gering. Denn die Theophanie am Sinai wird noch überboten. Der Bund, der in Jesus geschlossen wird, ist aber dem Alten Bund gegenüber nicht fremd, er ist wie seine Novellierung. Daher vermeidet Matthäus das Wort »neuer« Bund, denn es geht um den einen Bund, der jetzt radikal vertieft wird.

...

S.77:

Philosophen hätten Gott gerne als letztes Prinzip oder lassen ihn gelten als Postulat, Physiker suchen ihn unter dem Namen Urformel, Mathematiker denken ihn als Fluchtpunkt aller Linien; Zenmeister lehren das Aufgehen in einem apersonalen Urgrund. Darauf, dass Liebe das Wesen Gottes ist und der Grund für Gott, aus sich selbst herauszutreten, also in Jesus Christus Mensch zu werden und sich dem Herzen jedes einzelnen Menschen auszuliefern als Heiliger Geist - auf dieses Geheimnis kommt man nicht über Philosophie, Physik, Mathematik oder Zenmeditation, wiewohl manches in sich gut sein mag. Der Gott Jesu Christi ist nicht nur der Fluchtpunkt aller Dinge, sondern mehr: der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der Vater Jesu Christi, der Lebensodem der Kirche.

...

Eben weil Gott nicht nur der erhabene und weltferne Gott über uns ist (wie tendenziell im Islam), sondern weil er es nicht verschmäht hat, in dem Menschen Jesus uns zu begegnen und weil er noch eine zweite Selbst-Erniedrigung vollzieht: Er verschmäht es überdies nicht, im Herzen jedes Christen als Heiliger Geist zu wohnen. Diese doppelte Selbsterniedrigung Gottes bedeutet tatsächlich, dass Gott uns unglaublich nahe gekommen ist, näher als wir uns selbst. Gerade in der Eucharistie, in der wir »Gott essen«, kommt das zum Ausdruck, indem Gott für einen Augenblick in die vorbewussten Tiefen unseres Leibes eingeht und uns so wirklich näher kommt, als wir selbst es uns sind. Im Unterschied zum fernen Gott des Islams hat dieser absolut nahe und zugleich Gott bleibende Gott bewirkt, dass Christen ein Selbstwertgefühl und eine Ahnung ihrer königlichen, ja göttlichen Würde ha-

ben dürfen, wie niemals jemand zuvor. Was Adam und Eva sich mit Gewalt nehmen wollten, hat Gott freiwillig und neidlos jetzt selbst geschenkt: dass Menschen wie Gott werden.

Der Schlüsselpunkt menschlicher Gotteserkenntnis ist die Anschauung Jesu. Denn die Inkarnation (= Fleischwerdung Gottes) ist auch das Grundmuster für das Wohnen des Heiligen Geistes in uns.

81

*4.9 Auf dem Wasser gehen?
Über den geheimnisvollen Leib Jesu*

Petrus versucht, auf dem Meer zu gehen. Ist das wieder so eine Legende. Man sagte: Voller Symbolik sei die Geschichte natürlich, aber nicht real. Der historische Jesus habe derartige miraculöse Kunststücke nicht nötig gehabt. Das Auslegungsspektrum dessen, was sich 'eigentlich' hinter dem Ereignis verberge, reicht unterdessen vom Lieblingszitat des Positiven Denkens bis hin zum Feuerläufer, für den selbst glühend heiße Kohlen oder heiße Lava keine Hindernisse darstellen. Immer wieder wird auch gerne psychologisiert: Das bewegte Wasser bedeute den Bereich des Todes und Petrus sei ein Exempel dafür, dass Kleinglaube die Weise des Unglaubens bei Jüngern ist. Eine wirkliche Erfahrung könne beides nicht sein. So sprach man von nachösterlicher symbolischer Gemeindebildung. »Herr, errette mich!, das sollte jeder Christ rufen.

Aber das Problem von Mt 14,22-33 liegt tiefer. Keiner der Berichte, wonach Jesus über das Meer geht, ist nach Ostern platziert. Mit einem normalen Leib kann man nicht übers Meer gehen. Und es gibt bei der Verklärung auch eine entsprechende Erfahrung mit Jesu Leib auf dem Berg. Kein normaler Leib wird verklärt und leuchtet heller als ein Walker einen Stoff entfärben kann. Hier stehen die Dinge wieder Spitz auf Knopf: Entweder man bekennt sich zur Normativität moderner amystischer Alltagserfahrung und postuliert, dass es ein Durchbrechen der Naturgesetze schlechterdings (infolgedessen auch in der Bibel) nicht geben kann, oder man achtet den offenen mystischen Kontext Jesu und setzt sich damit der ‚peinlichen‘ Möglichkeit aus, Jesus könne tatsächlich auch vor Ostern getan haben, was von dem Leib des Auferstandenen nach Ostern bezeugt wird, dass er durch Türen gehen und mit einem Mal verschwinden konnte. Warum soll es nicht auch schon vor Ostern ähnliche Phänomene geben? Vielleicht bricht in Jesu Leib in besonderen Offenbarungsszenen etwas durch, das man sehen und erfahren konnte. Offensichtlich wirkt Jesus nicht nur als Prediger mit Exorzismen und Wundern, sondern auch durch und mit seinem Leib. Nur das Erste kennen wir etwas, bei den Wundern winken viele schon ab, aber mit Jesu Leib. an dem seine Gottessohnschaft offenbar wird und „durchbricht“, hat sich noch niemand so recht beschäftigt. Denn wir haben immer betont, Jesus sei wahrer Mensch. Aber wenn er wahrer Gott ist, dann hat auch Jesu Sich-Offenbaren durch seinen Leib einen besonderen Stellenwert. Und in unserem Bericht kann Petrus sogar Anteil gewinnen an Jesu besonderer Leiblichkeit — im Glauben.

Beginnen wir mit dem, was Petrus erfährt. Denn dass man durch den Glauben Anteil gewinnen kann an der schöpferischen Macht Gottes, dass Glaube wirklich ansteckende *Macht Gottes ist*, sagen die Evangelien öfter. Daher betonen sie, dass der Glaube Berge versetzen kann, dass er Bäume entwurzeln und vor allem immer wieder Menschen gesund machen kann. Und hier: Nur ein ganz klein wenig Glaube genügt, und Petrus kann auf dem Wasser gehen. Denn Glaube bedeutet Einssein, Einigsein mit Gott, und diese Einheit wirkt Wunder. Sich einzulassen auf die Wirklichkeit Gottes, ist ansteckend. Oft bemerken wir gerade bei Menschen, die Übermenschliches leisten oder erleiden, dass ihnen solches nur in der Kraft des Glaubens möglich ist.

Und was Jesu Leib betrifft: Das, was Tote lebendig macht, wenn er sie nur berührt, ist wohl auch nichts anderes als diese Gotteskraft in seinem Leib. Wo soll sie denn sonst sein? Gott ist daher nicht nur in Geist und Herz Jesu, sondern auch in seinem Leib. Daher genügt es, wenn die Blutflüssige ihn von hinten berührt. Und was das Historische angeht, da gibt es noch eine ähnliche Geschichte über Petrus in Joh 21, nur dort ist der Herr an Land, aber Petrus läuft ihm auch aus dem Schiff entgegen; und hier ist es nun wirklich der Auferstandene. Aber Petrus könnte es vorgekommen sein wie etwas, das er schon einmal ähnlich erfahren hatte.

Offensichtlich handelt es sich bei der Verklärung wie auch bei Jesu Gehen auf dem Meer um das, was man *mystische Erfahrung* nennen kann. Beschrieben wird keine Halluzination, sondern etwas, was man mit bloßen Augen sieht, das aber gleichwohl nicht biologisch-physikalisch

erklärbar ist, sondern das allein daher rührt, dass die Jünger in Jesus besondere Macht erfahren. Keine Geschichte berichtet übrigens, dass Jesus dergleichen allein und in der Einsamkeit zuteil geworden sei. Es geht immer um Offenbarungen an die Jünger. Und dieses an Orten wie Meer und Berg, die typische »Offenbarungsorte« sind, wie die kritische Exegese weiß. Aber was heißt »Offenbarung«? Dass Jesus vor den Jüngern die konzentrierte Schöpfermacht Gottes, die in ihm wie im Brennpunkt der Strahlen einer Lupe, die die Sonne einfängt, gebündelt ist, zu erkennen gibt, indem sie aus ihm hervorbricht.

Es geht hier erkennbar nicht um Parapsychologie und Gespensterkunde, sondern um das Geheimnis dieses Leibes, der eben die Spuren der Entstehung durch den Heiligen Geist noch an sich trägt. Gewiss ist Jesus ganz wahrer Mensch, der Hunger und Durst und Angst vor dem Sterben hat. Aber daneben wird auch diese ansteckende Schöpferkraft Gottes in seinem Leib bezeugt.

4.11 *Hard way to heaven: Das Ärgerliche an Jesus (S. 88)*

Im 19. Jh. wurde ein Jesus erfunden, der sich bis heute erfolgreich vermarkten ließ, ein sanfter, asexueller Jüngling, ein durch die Kornfelder streifender Naturapostel, ein Schaf unter Schafen. Diese Softievariante Jesu, die im Wesentlichen durch den Maler Overbeck und andere Protagonisten der so genannten Nazarenerschule imaginiert wurde, hat sich erstaunlich gut gehalten, sowohl in Hollywood und der Devotionalienindustrie als auch bei Franz Alt, Jürgen Fliege und Eugen Drewermann: Ein verstehender, femininer Jesus ist angesagt. Ich halte das für Geschichtsklitterung. Der historische Jesus steht in bezeichnender Nähe zu einem markanten *hardliner* der Antike, einem *agent provocateur* Gottes, zu Johannes dem Täufer. Die Art, in der die Evangelien über Johannes den Täufer berichten, provozieren und rücken ihn wiederum in die Nähe Jesu. Seine asketische und herrschaftskritische Lebensweise entspricht in besonderer Weise den harten Kanten Jesu. Beide sind auf ihre Weise unerträglich.

In den Evangelien ist die Rede davon, dass Jesus »Ärgernis« gibt, dass er Anstoß erregt. Auch allgemein taucht im Neuen Testament der Terminus »Ärgernis« auf. Er meint dann ein Verhalten, mit dem ich den anderen provoziere, ihn störe, ihn irritiere, ihn unsicher mache in seinem Christsein. Wer Ärgernis gibt, ekelt andere hinaus. Das ist keine Bagatelle. Nach den Evangelien und Briefen des Neuen Testaments ist »Ärgernisgeben« ungefähr das Schlimmste, was ein Christ dem anderen antun kann. Wenn einer Anstoß nimmt, fühlt er sich aus der Gemeinschaft hinausgedrängt. Da zeigen sich die Folgen von Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit.

...

Dann aber kommt der rätselhafte Satz »Selig, wer sich an mir nicht ärgert«. Alle Seligpreisungen sind Abgrenzungen, alle beziehen sich auf bestimmte Personengruppen, die in einem neu hereinbrechenden Zeitalter eine Art Sonderstellung genießen. Diese Seligpreisung setzt daher voraus, dass sich viele an Jesus ärgern werden. Wenn jemand bei uns so redete: »Wer an mir keinen Anstoß nimmt, hat Glück gehabt«, dem würden wir unterstellen, er mache sich ohne Grund maßlos interessant. In diesem Text ist dieser Satz für alle bestimmt, die weder als Zeitgenossen von Jesus geheilt wurden noch Arme sind. Dieser Satz sagt: Man muss nicht behindert, arm, tot oder unrein sein, um von Jesus das Heil erwarten zu können. Es genügt, kein Ärgernis an ihm zu nehmen. Tatsache ist aber, dass fast alle ihn »ärgerlich« finden und auch, dass sie versuchen, sich dieses Ärgerliche irgendwie zurechtzulegen. Erstens die Reichen, weil sie Jesus in Verdacht haben, sie müssten abgeben und teilen. Zweitens die, die Macht haben (auf jeden Fall alle Staatsdiener). Die ärgern sich über Jesus, weil er die Machtlosen selig preist und nicht sie. Drittens ärgern sich an Jesus alle, denen er nicht geholfen hat, alle, die weiterhin leiden und sterben, die krank sind, sich »draußen« befinden, »aussätzig« sind. Viertens ärgern sich über Jesus alle, die mit seinem Wort vom Kreuztragen nicht einverstanden sind. Denn angeblich ist das Kreuz lebensfeindlich. Solche Leute finden die Lehre Jesu düster und muffig und wollen lieber »leben«, wie sie sagen.

In Wirklichkeit muss man aber, um sich ganz ehrlich und wirklich nicht zu ärgern über Jesus, sich verändern. Nicht ärgern müssen über Jesus erfordert den permanenten existenziellen *turnaround*. Geizhalse, Pfennigfuchser, gnadenlose Kostenrechner *müssen* sich über Jesus ärgern; Kleinkönige, machtbewusste Regionaldespoten und andere Abteilungsleiter, an denen keiner vorbeikommt, *müssen* ihn für verdächtig halten; Professoren mit Schrankenwärters-Mentalität, die nur jene prämiieren, die ihrer besonderen Meinung anhängen, alle anderen aber für bildungsresistent erklären und durchfallen lassen, sie *müssen* Jesu schrankenlosen Umgang und sein vorbehaltloses Akzeptieren für unmöglich halten. Und wer Lebensgenuss verabsolutiert, wer (wie eine gewisse hedonistische Elite) die Welt nur noch aus dem Chardonnayglas und unter

dem Wellnessaspekt betrachtet, muss das Christentum für lebensfeindlich halten. Jesus ist ärgerlich, ist hart, evoziert ständige Krisis und Veränderung. Dieses kritische Moment »ärgert« besonders die Kirchen, weil es quer steht zu ihrem gemüthlichen, institutionellen Festsetzen in den Macht- und Besitzstrukturen dieser Welt. Zu Jesus gehört nicht automatisch der Amts-träger und Pfründeninhaber qua Amt und Pfründe – schließlich hat es in der Geschichte der Kirche genug hedonistische Mönche, gewaltherrscherliche Bischöfe und hurende Päpste gegeben, denen Jesus hoffentlich »unerträglich« vorkam. Gewiss — Jesus ist nicht für die Gerechten gekommen, sondern für die Sünder; und die Sünde macht schließlich vor keinem (nicht einmal einem päpstlichen) Leben Halt. Dennoch: Ihnen, die in die Nähe gerufen wurden, steht das Kreuz und die Lebensweise Jesu als bleibendes Ärgernis und doppeltes Gericht vor Augen. Jesus ist eine Zumutung – und bevor das Kreuz den anderen gezeigt wird, hat es die Kirche anzuschauen.

In Wirklichkeit ärgern wir uns fast alle ständig über Jesus. Anfangen, sich über Jesus nicht zu ärgern, ist etwas Subtiles, und ein wenig Ehrlichkeit ist nötig, um ihm immer wieder Recht zu geben. Nur ein wenig Ehrlichkeit. Dann gilt ohne Ende diese zarte und wundersame Verheißung: Seligsein. Darum geht eigentlich der Streit: Welches ist der Weg zur Seligkeit? Wer hat den besseren »Mythos«, die bessere Geschichte« anzubieten für diesen Weg und dieses Ziel? Selig sind keineswegs einfach »alle«, sondern eben nur die, die diese Häresie ertragen. Sie werden reich belohnt.

Schon im 19. Jahrhundert spielte die Auferweckung des Lazarus in der Diskussion um die Frage, ob Jesus wirklich Wunder gewirkt hat, eine wichtige Rolle, besonders im Streit des konservativ-rationalistischen Ernst Wilhelm Hengstenberg (1802–1896, seit 1828 in Berlin) mit der Tübinger Schule F. C. Baur. Wunder ärgern rational denkende Zeitgenossen. Ein besonders ärgerliches Wunder ist da die Auferweckung des Lazarus nach Joh 11,38–44. Hier finden sich gewissermaßen alle denkbaren Anstößigkeiten in Potenz: 1. Es handelt sich explizit um eine Totenerweckung, also nicht um etwas, das psychosomatisch zu erklären wäre. 2. Lazarus ist schon *vier Tage* tot. 3. Der auferweckende Jesus kann ihn nicht berühren, da Lazarus *schon begraben* ist. 4. Jesus ruft Lazarus, und der *hört* (1). 5. Jesus hat Lazarus eigens erst *sterben lassen*, um so ein »Zeichen zu setzen«.

Ganze Generationen aufgeklärter Exegeten haben sich um Entschärfung bemüht; und manche jüngeren katholischen Exegeten versuchten, die protestantischen Exegeten hier noch in der Radikalität des Protestes zu überbieten. Staunend las ich vor kurzem, alle katholischen Exegeten seien der Meinung, Lazarus habe es gar nicht gegeben. Bei dieser Annahme erübrigt sich natürlich eine Diskussion des Wunders in Joh 11 auf die eleganteste Weise. Der Skopos des Textes sei es vielmehr, dass man »sein Leben umstellen« müsse. Man fragt sich, wozu es dazu einer so ärgerlichen und umständlichen Geschichte bedarf, zu der man obendrein noch Exegeten braucht, die einem den Sinn eröffnen.

Andere bemühen sich wacker, Joh 11 als fiktionale Literatur (also als reine Dichtung) auszumachen, so etwa, indem man feststellt, Indizien für fiktionale Literatur seien hier die ausführlichen Gespräche und Angaben über Gemütsregungen, die zeitlichen Ebenen seien verschoben und immer wieder sei eine Ausrichtung auf die Leser erkennbar, so in der Terminologie und in der Aufnahme von Argumenten. Die Totenerweckung selbst sei »eigentlich überflüssig«, man müsse vielmehr »mit der Möglichkeit rechnen, dass es sich bloß um eine außergewöhnliche Krankenheilung handelte, die erst in der nachösterlichen deutenden Predigt als Totenerweckung erzählt wurde«. Alles in allem sei »nicht stringent zu beweisen, dass Lazarus nicht von den Toten auferweckt worden sei«, eine »Unsicherheit, die kein Theologe bestreitet«. Und um die Leser weiter zu beruhigen, wird erklärt, dass für den Evangelisten »die Frage nach der Faktizität nicht im Vordergrund des Interesses stand«. Zwar sei nicht auszuschließen, dass Jesu Tat an Lazarus sogar »von Anfang an als Auferweckung erzählt wurde ... Allerdings muss der heutige Forscher die Frage stellen, in welchem Sinn die Ersterzähler oder gar die Zeugen dabei >tot< und >auferweckt< aufgefasst haben«. – »Die Angabe, >er riecht schon<, wie auch Jesu Wort >Lazarus ist gestorben« gehörten ... »kaum zur ursprünglichen Fassung dieser Überlieferung«! Diese Deutung nimmt sich aus wie ein einziger Versuch, der Botschaft von Joh

11 auszuweichen. Wie in einer kreisenden Bewegung versucht der Exeget immer wieder neu, von der Geschichte etwas abzuzucken. Dabei ist die Erklärung, »tot« und »auferweckt« seien hier wohl anders, nämlich eher symbolisch zu verstehen, in meinen Augen die erstaunlichste Zumutung.

Nun hilft es in der Tat nicht, die einzelnen Züge von Joh 11 als tatsächlich geschehen zu erweisen. Beides, das allmähliche Abtragen der Geschichte wie auch ein apologetisches (= den Glauben verteidigendes) Rettungsmanöver, sind in ihrer Primitivität verwandt und werden der Geschichte nicht gerecht. Das Missverständnis besteht darin, dass alle Signale übersehen werden, wonach diese Erzählung selbst von Anfang an als eine Zumutung aufgefasst wird und von Anfang an als solche wahrgenommen werden soll. Der Evangelist selbst nimmt der Geschichte keinen Zug ihrer Ärgerlichkeit. Kurzum: Dies ist eine schier »unmögliche« Geschichte. Es ist nicht die Aufgabe des Exegeten, diesen Charakter durch begütigende Maßnahmen und überlegen schmunzelndes Zurechtlegen aus der Welt zu schaffen. Es ist geradezu die Aufgabe redlicher Rationalität, angesichts dieser Geschichte ihr Scheitern zuzugeben. Es scheitern nämlich alle Versuche, das Unfassliche durch Schleichwege zu ermäßigen. Hier ist nichts zu ermäßigen, und das gilt auch für die Speisungsgeschichten (»Brotvermehrungen«).

Wer mit der Existenz Gottes rechnet und daran glaubt, dass die sichtbare Seite der Wirklichkeit nur die eine Sache ist, und dass jederzeit mit der Manifestation von Seiten Gottes zu rechnen ist (wofür nicht nur die Erfahrungen der großen Menschen der Bibel stehen), der muss sich methodisch dafür offen halten, dass solche Wunder geschehen können, selbst auf die Gefahr hin, sie könnten im 21. Jh. nach Christi Geburt etwas degoutant wirken. Wenn die Welt selbst schon unfasslich ist mit ihren Milliarden Sonnen, und wenn in der Welt das Grauen des Mordens unfasslich ist (man muss nicht erst an Auschwitz und das Morden von Kindern denken), wie kann da Gott sich dem kleinen Verstand eines Menschen fügen, der alles ordentlich erklären möchte. Jeder Versuch, sich rationalistisch Joh 11 zu bemächtigen, ist daher nichts weiter als peinlich. Nun könnte solche Auskunft leicht als Denkverbot begriffen werden. Nichts liegt mir ferner. Vielmehr geht es in der Theologie immer darum, das Geheimnis an der richtigen Stelle zu suchen und zu finden und nicht dort, wo es nicht hingehört. So liegt das Staunenswerte hier, vor dem der Verstand scheitert, jedenfalls nicht im dreistöckigen Weltbild der Antike. Und zweitens hat eben der Bereich, in dem anstößige, skandalöse Wundererfahrungen möglich sind, selbst durchaus nicht irrationale Struktur, sondern besitzt eine eigene Logik, die manchmal der Pascalschen Logik des Herzens verwandt sein könnte.

Bei Wundern von der Art der in Joh 11 berichteten Totenerweckung wird die Abfolge von Ursache und Wirkung aufgehoben. Das Ärgernis hat daher einen »Namen«. Es entspricht durchaus dieser Richtung des Berichts, wenn Jesus von sich sagt, er sei »die Auferstehung« selbst - und zwar in Person. Das ist, wie wenn zu uns jemand sagte, er sei nicht nur »Präsident der Weltbank«, sondern vielmehr »die Weltbank selbst«. Das bedeutet nichts Geringeres als dass Jesus sagt, er sei Gott selbst. Denn wenn wir durch Gott auferstehen, wenn er uns auferweckt, dann ist in Jesus nicht mehr und nicht weniger als dieser Gott anzutreffen.

...

Vergebung räumt die Altlasten »aus dem Weg«. Denn Jesus wollte als Messias den Frieden bringen zwischen Gott und Mensch und in der Folge zwischen Mensch und Mensch. **In der Bergpredigt (Mt 5,23ff.) wird zurückgewiesen, wer sich unversöhnt zum Gottesdienst begibt.** Praktisch bedeutet Vergebung übrigens den Verzicht auf Gegenwehr. Damit liegt hier auch der Schlüssel für die Auffassung von Gewaltlosigkeit im Matthäusevangelium. Denn wer das Zugefügte vergibt, wird es nicht mit Gewalt rächen wollen.

...

Aber eben deshalb wird hier das ganze Leben Jesu erzählt, um zu sagen, wie viel Gott selbst diese Versöhnung gekostet hat. Das ganze Evangelium stellt uns einerseits vor Augen, wie groß unser Abstand zu Jesus ist, aber andererseits, dass man nur auf ihn schauen soll, dann wird sein Joch leicht. Wer ganz konzentriert auf ihn blickt, so wie es der Evangelist tut, der wird leichter so handeln können wie er. Und

Jesus ist darin Gott ähnlich, eben deshalb ist er Gottes Sohn. Denn das ist immer der, der Gott relativ am ähnlichsten ist.

...

S. 98

Die Rede von Zorn und Hölle verstehen wir jetzt vielleicht besser. Denn es gilt immer die Entsprechung: Wer vergibt, dem wird vergeben werden. Und ebenso: Wer richtet, wird gerichtet werden. Denn in allem soll der Mensch Gott nachahmen, nur die Gerichtsgewalt sollte er (schon aus Sicherheitsgründen) ihm überlassen. Denn was er anderen tut, wird ihm getan werden. Deshalb sollte, wer Freundlichkeit erhoffen möchte, Freundliches tun. Diese »Talio« gilt deshalb, weil Ähnlichkeit und Entsprechung zu Gott einen zu Gottes Kind macht – oder eben die Unähnlichkeit zu Gottes Feind. Jesus stellt uns glasklar vor diese Entscheidung, denn ein Drittes zwischen Ähnlichkeit und Unähnlichkeit gibt es nicht.

Wie denkt Jesus über Gott?

5.1 Das Märchen vom lieben Gott

Weihnachten 2003: Erdbeben. 40 000 Tote im Iran. Ein alter Klassenkamerad rief an: Wie kann Gott so etwas machen? Als ob ich den lieben Gott verteidigen müsste. Aber wie kommen wir dazu, ein Wunder zu fordern, wenn mächtige Erdplatten sich gegeneinander verschieben. Soll der Herrgott gegen Erdplatten vorgehen, weil sich auf der Erde, unfertig wie sie ist, geotektonische Verschiebungen ereignen? **Gerne wird alles Leid der Erde an uns Christen geschickt, an die Adresse derer, die von der Liebe Gottes sprechen. Wir haben damit ein Problem – ein hausgemachtes. Wir werden nämlich Opfer unserer eigenen falschen Predigt. Wer den Leuten verkündet, Gott ist die Liebe und nichts als die Liebe, der muss sich nicht wundern, wenn es entweder mit dem Evangelium oder mit der Welt hinten und vorne nicht stimmt. Dann muss man die Wirklichkeit der Welt oder den lieben Gott so lange zurechtreden, bis die Fragen aufhören – oder man hüllt das Absurde gleich in Schweigen und verkauft seine Hilflosigkeit als Kraft des Glaubens.**

Nach allem, was ich von der Bibel verstehe und dem, was sie über Gott aussagt, widerstrebt mir die naive Rede von der Liebe Gottes. Vielleicht ist Gott gar nicht die Liebe, wie wir uns das vorstellen. Woher wissen wir denn, dass ausgerechnet dieses Etikett auf den unergründlichen Ursprung alles Seienden, den Herrn über Sein und Nichtsein, den Allmächtigen passt? Was wissen wir denn schon von IHM? Die Heilige Schrift nähert sich Gott mit äußerster Distanz, mit Erschrecken vor dem ganz Anderen. Zunächst einmal ist Gott *heilig*.

Heilig, das heißt erschütternd, befremdlich, gefährlich, in die Knie zwingend, groß und unfassbar. Und ein Abglanz von Gottes Heiligkeit sind die Gesetze der Natur, und mit denen haben wir es zumeist bei solchen Katastrophen zu tun.

Ein Großteil der professionellen Vermittler des Glaubens – Pfarrerinnen und Pfarrer, Theologen, Katecheten, Religionslehrer – gehen heute mit einem erschreckend platten Gottesbild hausieren: Gottes Liebe ist »wie Gras und Ufer« (wie es in einem gerne gesungenen modernen geistlichen Lied heißt), Gottes Liebe ist absolut grenzenlos. Einige Strömungen feministischer Theologie verstärkten das noch. Und so hat Gott mehr und mehr die Züge eines fordernden Vaters verloren und stattdessen die einer bisweilen ziemlich klischeehaft zärtlichen Mutter angenommen, die ihren Kindern jederzeit Zuflucht bietet und ihnen alles immer wieder verzeiht. Gott als Gummiwand universalen Verzeihens. Man hat bisweilen den Eindruck, mit diesem phraseologischen Abklatsch von »Gott« kann man wirklich alles machen. Mit dem kann man ruhig ganz locker und in ewig kindlicher Selbstbezogenheit umgehen. Es ändert sich nichts und niemand; es kommt nur eine fromme Sauce namens »Liebe« über jegliches Gericht. Dieser Gott nimmt nichts krumm. Der ist einfach immer nur lieb. So einen Gott braucht man tatsächlich nicht zu fürchten.

Aber den braucht auch niemand mehr wirklich ernst zu nehmen. Denn in so einem Liebsein schwingt jene Harmlosigkeit mit, welche die Besitzer großer Hunde gern betonen, wenn sie Hundephobiker beschwichtigen und sagen: »Keine Angst, der ist lieb, der tut nichts!« Wenn wir den Herrn über Leben und Tod jedoch immer nur auf »Liebe« reduzieren, dann vermitteln wir bewusst oder unbewusst das Bild von einem Gott, der »nichts tut«. Erstens: ... nichts, was uns gefährlich werden, was uns Schmerz zufügen oder uns völlig aus der Bahn werfen könnte. Zweitens: ... nichts, was helfen könnte gegen das Übermaß der Bedrängnis in der Welt. Was sollte denn ein bloß *lieber* Gott gegen die Bosheit in uns und um uns herum ausrichten können? Vielleicht ist er deshalb für viele völlig belanglos geworden.

Nach der Bibel ist Gottes Wort wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt. Niemand kann diesen Gott sehen, ohne zu vergehen. Und wo die Klarheit des Herrn aufstrahlt, da kommt die ganze menschliche Armseligkeit an den Tag, die Kaputtheit der Verhältnisse. Da wird die Wahrheit über jeden Einzelnen und die Welt offenbar.

...

Mit seinem Evangelium bietet Jesus — auch religionsgeschichtlich gesehen — die absolute Ausnahme an: Gott will uns als seine Kinder bei sich haben in ewigem Leben. Das hatte keiner vorher so gesagt. Es ist die Ausnahme. Sie ist nur für den gedacht, der auch hier schon den Mut hat, Ausnahme zu sein, Ausnahme mitten im Zeitgeist.

Die herrschende Volksmeinung ist, es führe ein breiter Weg zum Himmel, weil wir so brav und weil Gott so lieb sei. Das ist nicht das Evangelium. Das Normale ist (auch im ganzen Alten Testament), dass wir wie ganz normale Sünder in unseren Sünden sterben und dass der Tod uns zur Gänze einholt. Denn in Wahrheit haben wir mit unserem normalen Tun den Tod schon immer gewollt. Wie kandierte Früchte den Zucker, so haben wir die Kultur des Todes in uns aufgenommen. Denn wer, wie wir, Abtreibung per Krankenkasse finanzieren lässt, die Geburt eines Kindes dagegen selbst bezahlen muss, hat die Kultur des Todes gesetzlich festgeschrieben. Die Nekrophilie des »Führers« ist keineswegs exotisch und psychotisch, sondern Ausdruck eines ganzen Volkes geworden. Denn jedes Volk bekommt die Gesetze, die es verdient hat. Dazu gehört auch: Wer bei uns für das Leben eintritt, gilt als »maßlos intolerant« und als Fundamentalist. Weil es um Leben oder Tod geht, sind die Gegensätze hier klar und scharf. Daher gilt eben der, der für das Leben streitet, als „radikal“ und als unversöhnbar pervertiert. – Wir sollten auch dieses echt vergessen: Die Kultur des Todes gilt auch für die Gesamtheit unserer ehemals lebendigen eigenen Kultur.

...

Wer sich in das Geheimnis vertieft, dass Jesus jetzt auf eine mystische Weise da ist, wird sich angesprochen fühlen: Ich brauche dich als meinen Boten, durch dein Wort, durch deine Gedanken, durch deine Art zu lachen und sich ansteckend zu freuen. Jesus sagt aber auch: Ich brauche Menschen, die Klarheit über ihren Glauben gewonnen haben und eine eindeutige Orientierung geben können. Mit Recht hat man festgestellt: Die wahre schon bestehende Ökumene besteht in der Gemeinsamkeit der Ignoranz, in der Unkenntnis jedes Einzelnen über seinen Glauben und erst recht den Glauben der jeweils anderen. Vergleichsweise müssten bei solcher Unkenntnis und Unsicherheit etwa 90 Prozent der Autofahrer der Führerschein entzogen werden.

...

S.114

Da die Bibel den Menschen sehr hoch einschätzt, appelliert sie immer wieder an seine Verantwortlichkeit und Freiheit, an den letzten Rest von Lebensinstinkt und rüttelt ihn wach. Lähmende Angst will Jesus in der Tat nicht verbreiten, sondern das Gegenteil: kraftvollen, freudigen Ernst. Insofern führt kein Weg in die Drohpredigt von Höllenangst zurück, wohl ist ein Ausweg zu finden aus dem schriftfernen Gott-ist-nett-Kitsch einer interessengeleiteten Verkündigung.

Vielmehr: Wer sagt »Jesus ist der Menschensohn«, der legt es auf Scheidung der Geister an. Er sagt: »Entweder gehört ihr zu denen, die den Menschensohn zum Tode beförderten, oder ihr gehört mit ihm zu den Opfern.« Ein Drittes ist ausgeschlossen. Jesus als Menschensohn ist nicht »rein geistig«, sondern es wird die Machtfrage gestellt: Mörder oder Opfer? **Akzeptieren der Gegenwart Gottes in Jesus Christus oder sie mit Füßen treten? Aber warum ist das so wichtig, sich gerade zu Jesus zu bekennen? Weil hier der Gerechteste der Menschen dem ungerechtesten Prozess zum Opfer fällt. Wen das nicht empört, den kann nichts mehr aufschrecken am Zustand der Welt. Wer das nicht**

sieht, der kann auch Gott nicht sehen. Aus dieser Alternative, die einen ratlos machen könnte, führt nur die Auferstehung Jesu endgültig hinaus: **Ohne Auferstehung des Menschensohnes bliebe auch unser Leben ein sinnloses Chaos, die Erde ein unbegreifliches Massengrab und unser Geborensein ein Verbrechen, auf das die Todesstrafe gesetzt ist. Verstanden und bejaht werden kann das Leben nur im Lichte der Auferstehung Jesu Christi.**

...

... an die Hölle muss man nicht *glauben*, man sollte sie *wissen*. Es gibt sie schon neben uns. Und ich kenne Leute, denen man wirklich die Hölle heiß machen müsste, zum Beispiel Drogenhändlern, indem man sie mit Fotos ihrer Opfer im Endstadium konfrontiert.

...

Und hier, genau an dieser Stelle, hängt die christliche Religion ganz eng mit der Auffassung von Ehe zusammen. Immer wieder sagen es die Propheten: Nicht die vielen Götter, sondern nur den einen! Und sie sagen: Das ist wie in einer Ehe: Nicht viele Partner, sondern nur den einen. Denn viele Götter kann man zwar verehren, aber einen ganzen Himmel voller Götter kann man nicht lieben. Und mit vielen Partnern kann man zwar verkehren, aber Liebe nennen wir etwas anderes.

5.6 Jesus und die interreligiöse Toleranz

- Ist Jesus ein Vertreter transreligiöser Mystik? Vertreter einer transreligiösen Mystik berufen sich auf Jesus und vertreten dabei folgende Positionen:
- Erlösung geschieht auf vielfältige Weise in verschiedenen Religionen. Das Kreuz Jesu Christi soll etwas sagen, aber es bewirkt nichts; durch das Kreuz sind wir nicht erlöst.
- Gott ist undefinierbar. Alle Wege zu ihm sind gleich gut. Das Gebet zu einem persönlichen Gott ist ein »unwahrer Notbehelf«. Eine »innere Steuerung von Spiritualität« durch die Kirche (*solus Christus, sola scriptura, sola gratia*) wird abgelehnt.
- Es geht nicht um eine mehr oder weniger dogmatische oder gar undogmatische Form von Christentum; es geht um die Prinzipienlosigkeit als Prinzip. Andere nennen das Pluralismus; und manche meinen, evangelischer Glaube sei die additive Summe dessen, was evangelische Theologieprofessoren sagen.
- **Man kennt kein »sic et non«(genau so und so nicht) und bekämpft Abgrenzung vehement. Daher darf man in dieser Weltanschauung auch nicht Nein sagen. Alles ist legitim, was wir glauben und tun. Gläubigkeit als Habitus und Attitüde tritt an die Stelle eines festumrissenen, inhaltlich definierten Glaubens.**

Um es gleich zu sagen: Ich begegne diesen gängigen Formen eines scheinbar offenen Christentums mit denkbarer Skepsis. Meine Erfahrung aus Kirchengeschichte und Ostblock (speziell: Christen im Widerstand in der DDR) ist: Alle Kompromisse, alle verschwimmenden Ränder, alle Unklarheiten in den Grundsätzen sind nicht einladend, sondern extrem kurzlebig und kirchenzerstörend. Sicherlich ist ein vernunftfremder Fundamentalismus die denkbar schlechteste Antwort auf die Frage nach umrissenen Inhalten, einer festen Gestalt des Glaubens. **Aber ein Glaube ohne inhaltliche Kontur erscheint mir als Unding. Es gibt dazu eine viel sagende rabbinische Erzählung. Vier Weisheitslehrer versuchten sich an der Mystik und Spiritualität und bauten je für sich an Häusern der Stille. Der Erste wurde Atheist, der Zweite starb, der Dritte wurde wahnsinnig. Nur Rabbi Akiba überstand alles unbeschadet, denn er hielt sich an die Thora. Das heißt: Sein strenges Leben war der Begegnung mit dem Unsichtbaren gewachsen. Diese Legende über Rabbi Akiba, der allein »überlebte«, geht in die Richtung, in der ich denke: Gestaltlosigkeit ist eine tödliche Häresie. Gewiss: Keiner liebt die Schwarz-Weiß-Malerei. Die pastellfarbenen Zwischentöne sind gefragt, und daher scheuen wir die Rede von klaren Gegensätzen wie zum Beispiel Irrtum und Wahrheit.**

Vielmehr wird einer, der zu sagen wagt: »Ich bekenne die Wahrheit meines Glaubens«, sogleich gefragt, wie er es denn dabei mit der Toleranz halte. Alle Mäuse sind grau im Reich der Toleranz. Vor allem in Glaubensdingen gilt, dass alle gleichermaßen Recht haben. Jede Zacke Profil kommt einen teuer zu stehen. Nun ist es ja richtig, dass die Menschen genug haben von Streit und Verketzerung, von Glaubenskriegen und militanten Auffassungen. Doch wer es allen recht machen will, wird ununterscheidbar. Wir haben längst das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Längst ringen unsere Kirchen mit dem Problem des eigenen Profils.

Wir werden in Hinsicht auf Jesus noch sehen, dass es Eindeutigkeit im Glauben gibt. Auf einer zweiten Ebene gibt es dann eine ganze Fülle christlicher Formen von Spiritualität. Hier darf und muss Vielfalt sein. Wenn wir diese ignorieren oder verschweigen, nehmen wir den Menschen das, was sie eigentlich bei uns suchen. Aber ein transkonfessionelles und transreligiöses Christentum ist nicht die Lösung, mag darin auch die versteckte Hoffnung vieler Pfarrerinnen bestehen, es möge wenigstens so gelingen, ein paar Schäfchen zurückzubehalten. Die Vielfalt möglicher christlicher Spiritualitäten kann ich mir ohne die Kirche nicht denken. Kirche ist nicht die Summe der Suchenden, sondern hier geht es um sehr verantwortungsvolle Menschenführung. Und wo das zu Klarheiten geführt hat, muss man diese nicht umgehen und so tun, als gäbe es sie nicht.

Aber fragen wir genauer: Kann man Ansatzpunkte bei Jesus für eine transreligiöse Mystik finden? Die Antworten kreisen um die Frage, wie weit Jesus als Jude zu verstehen ist. Hat er die Thora und den Tempel bejaht, dann ist ein Bezug zu transreligiöser Mystik ausgeschlossen. Hat er aber jede eindeutige Gestalt des Glaubens abgelehnt, dann können sich Vertreter von dieser Art Mystik auf ihn berufen. Gerade hier wird erkennbar, wie stark die liberalen protestantischen und neukatholischen Traditionen dem Zeitgeist in diesem Punkte vorgearbeitet haben. Wendet sich also Jesus gegen jede eindeutige Position?

S. 130

Und von dieser Grunderfahrung des Wachens in der Nacht, der Geburt des Lichts aus der Finsternis entwickeln Jesus und die frühen Jünger und Apostel ihre Theologie von Finsternis und Licht. **Jesus wie Paulus sprechen von den Christen als den Kindern des Lichts, Paulus wird bei seiner Berufung zum Jünger geblendet durch ein großes Licht, und Christwerden ist Begegnung mit dem Licht. Die »Erleuchtung« überlässt man keineswegs dem Buddhismus. Aber das Licht ist nicht irgendeine Erleuchtung. Licht rückt die Dinge klar, macht sie unterscheidbar. Und christliches Licht ist eindeutig. Licht ist im Christentum eine Person. Aus der Mitte des Lichts, das Paulus sieht, redet eine Stimme: »Saul, Saul, warum verfolgst du mich« So sagt Jesus nach Johannes: »Ich bin das Licht der Welt«, und dasselbe sagt er nach Matthäus zu den Jüngern: »Ihr seid das Licht der Welt.« Das Licht ist nicht irgendeine neutrale Erhellung. Jesus bindet das Licht an sich als definitiven Ort der Erhellung. Sein »Ich bin das Licht« entmythologisiert die anderen Lichter, setzt sich polemisch von ihnen ab, will das Bekenntnis zu diesem Licht. Bei Jesus ist das Licht immer und unausweichlich eine Person. Wäre es nur neutral, dann könnte man es sich beliebig besorgen. Aber weil es je und je Person ist, stellt es sich in den Weg, wie der Engel des Herrn dem Esel Bileams den Weg versperrt. An diesem Gott und seinem Anspruch kommt keiner vorbei.**

5.7 Jesus und der dreifaltige Gott

Wir haben uns daran gewöhnt, dass der Dalai Lama ein selbstverständlicher Gast auf dem Kirchentag ist, dass seine Schriften in konfessionellen Verlagen erscheinen und dort hohe Auflagen erreichen. Hat nicht auch der Papst mit dem Dalai Lama in Assisi um den Weltfrieden gebetet? Warum nicht in die Breite gehen und die Fülle auf dem Markt religiöser Möglichkeiten wahrnehmen? Ökumenismus als Begaffen von und Schnuppern an. Da hat sich viel getan, bedenkt man, dass ekstatische Derwische, seelenreisenkundige Schamanen, trommelnde Indianerhäuptlinge und wiedergeborene Dalai Lamas vor noch nicht allzu langer Zeit einfach als Heiden galten. Religiöse Kontakte scheute man, oder es hätte sich ein dem Dalai Lama gewachsener Theologe mit ihm um die Wahrheit gestritten, dass die Fetzen geflogen wären. Das Wort Heide nimmt man derzeit besser nicht in den Mund — es gilt als pejorativ, als Beleidigung. **Die Achtung vor dem Anderen kippt in ein christliches Understatement um, das zu solch genierlicher Bescheidenheit gefunden hat, dass ihm das Wort »Mission«, das immerhin**

zentral bei Jesus verortet ist, schlicht abhanden gekommen ist. Eine überholte Bildungsstufe, eine Peinlichkeit aus prätoleranter Zeit. Was heißt da eigentlich Missionsbefehl? Unser saft- und kraftlos gewordenes mitteleuropäisches Christentum hat die Kraft zur Mission verloren und identifiziert Mission mit Fundamentalismus, überlässt daher dann auch oft genug die Werbung für den Glauben eben Anhängern solcher Richtungen.

Ich habe nichts gegen Sufis, Derwische, Schamanen, Indianerhäuptlinge und orange gewandete Mönche. Aber ich bekenne: Es ist mir als Christ und Neutestamentler ein Gräuel, wenn ich sehe, wie manche Christen buddhistischen Riten des Dalai Lama begeistert folgen, gar verbunden mit der Feststellung: »Nein, so eine hohe Spiritualität kennt man bei uns gar nicht!« Ob diese Leute jemals die Feier des Stundengebets in einem kontemplativen Kloster erlebt haben? Da geht man konsequent den Weg vom Interkonfessionellen zum Interreligiösen und mag in der Tat religiös in irgendeinem Sinne sein. Aber den Protagonisten fehlt das prophetische Element der Nicht-Gleichgültigkeit. Klare Rede: Diese Art von Religion kann mir gestohlen bleiben. So schwer ich mich mit dieser Spezies neuer Christ tue, so unbefangen würde ich einem Gespräch mit Gläubigen anderer Religionen entgegensetzen, um mit ihnen über den Gott Jesu, den wir als den dreifaltigen Gott kennen, zu sprechen. Das nämlich ist der Skandal im interreligiösen Gespräch, dass wir Christen nicht umhinkönnen, vom dreifaltigen Gott zu sprechen, wenn wir den Gott Jesu (und nicht eine philosophische Deduktion oder eine inhaltsleere Vokabel) ins Spiel bringen. Jüngst wurde mir das im Gespräch mit moslemischen Repräsentanten deutlich: **Die christliche Dreifaltigkeit ist nicht irgendeine Spekulation, sondern dieser Glaube sagt etwas aus über die ganz überraschende Nähe, in die Gott uns gegenüber eingetreten ist. Denn im Sohn ist er nicht nur leibhaftig unter uns, wir alle sollen Gottes Tempel sein wie der Sohn. Und als Heiliger Geist ist sich Gott nicht zu schade, unter uns zu wohnen.**

Jesu Weg zu Gott ist für mich entscheidend. Seinen Gott nehme ich ihm ab. Ich möchte mir keinen Gott erfinden, ihn nicht herausselektieren aus dem Markt der Möglichkeiten. Jesu nächtliches Sprechen mit dem Vater ist für mich wie die Erstbesteigung eines hohen Berges. Ist sie einmal geglückt, dann können sich andere auf diese erfolgreiche Route begeben. Jesu Weg und Geschick wird dann »demokratisiert«, wird zum Muster für uns, so wie Jesus auch nach Paulus der Erstgeborene unter vielen Geschwistern ist.

...

Und der *Sohn* ist Gott, ungeteilt und ganz tritt in ihm uns Gottes Geheimnis vor Augen. Denn dieses war die Erfahrung der Menschen mit Jesus: So liebevoll und so verbindlich, so zärtlich und so streng, so ernst im nächtlichen, einsamen Beten und so fröhlich beim Feiern, so herrscherlich kompromisslos gegenüber den Dämonen und so brüderlich gegenüber Frauen und Kindern, so heilig in der absoluten Entfernung von Filz und Schmutz, so befreiend in der Vergebung gegenüber Sündern, so ist nur Gott, und so ist sicherlich Gott. Daher war es ein Glücksfall, Jesus zu begegnen und das Ende aller Verkrampfung und Krankheit zu erleben. Jesus kämpft gegen Satans Reich wie ein Feldherr, gegen Krankheit, Hunger und Tod wie ein Arzt und gegen sinnlose Trennungen zwischen den Menschen wie ein Weiser. Vor allem aber ist Gott hier leibhaftig gegenwärtig, konzentriert wie eben im Segenswort, nur viel mächtiger. Weil Jesu Machtworte aus Kranken Gesunde machen, weil seine Befreiungsworte Sünden vergeben, weil seine Worte nicht leer sind, sondern wie heilige Glut, die aus Tonklumpen haltbare Gefäße brennt, deshalb sagt man: Jesus in Person ist das Wort, durch das alles geworden ist. Es ist schon ungeheuerlich, den einen und unfassbaren Gott in dieser menschlichen Gestalt zu glauben. Erleichtert wird das nur, weil diese Präsenz Gottes auf die allermenschlichste Weise geschieht, als Freundlichkeit und Leiden, als Zuwendung und Hingabe. Aber eben auch als Freiheit von Korruption und in einer unglaublichen Freiheit gegenüber allem, was uns sonst Sorgen macht, wie Nahrung, Kleidung und Gesundheit. Der Lebensstil Jesu nach Mt 6 ist von göttlicher Sorglosigkeit geprägt. Hier liegt auch die wesentlichste Verheißung. Seit den Tagen des Paradieses beherrscht das »Ihr werdet sein wie Gott« die Fantasien der Menschen. Hier wird es unerwartet Wirklichkeit – in der seligen Kindschaft Jesu gegenüber dem Vater. Gott ist uns in Jesus als Mensch und menschlich begegnet, damit wir wie Gott werden, endlich erlöst von der Allmacht des Todes.

S 138

...

Denn die Wüste hat etwas mit Gott zu tun, weil es nur noch die Weite gibt und uns selbst. Wie still muss ein Mensch werden, um wirklich Gott sprechen zu hören? In der Wüste geht es um Leben und Tod, um

die erste Frage der Philosophie, wie es sein kann, dass überhaupt etwas ist und nicht vielmehr nichts. Von Jesus wissen wir: Dort, wo die Stille beginnt, gibt es nicht nur Gott, sondern auch den Teufel, und der steht für reine Verzweiflung und schäbige Sinnlosigkeit. Und wer nur noch den Sand unter sich und den Himmel über sich wahrnimmt, begreift das apokryphe Jesuswort, nach dem er gesagt hat: Wer mit Gott zu tun haben will, braucht zehn Dinge, neun Teile Schweigen und einen Teil Einsamkeit.

...

So lernen wir durch die Kontraste der Wüste neu verstehen, was Leben ist: kostbare Ausnahme in diesem riesigen Weltall, das zu 99 Prozent aus Wüsten zu bestehen scheint, selbst auf dem Mars. Leben ist reine Gnade, reines, unersetzliches, nicht machbares Geschenk.

Neun Teile Schweigen, das heißt: Wir fangen dann wieder an, unsere Worte als reife Früchte zu begreifen, so wie es Jesus tut, wenn er zu unseren Worten sagt, sie seien wie Disteln oder Trauben. Trauben müssen lange reifen, bevor sie genießbar sind. Auch in der Stille einer Dünenlandschaft können Worte und Redestücke reifen, die wir nach den Ferien wieder sagen müssen. In der Einsamkeit der Dünen halten wir unsere Worte im Brutkasten.

...

Vielleicht ist auch das, was uns im Sterben und nach dem Tod erwartet, wie eine Wüstenlandschaft. Alles liegt dann an dem, was wir in unserem Herzen mitgebracht haben an Bildern, an Setzlingen empfangener Liebe. Das ist der Proviant, der uns die Weite ertragen lässt. Die Faszination der Wüste besteht in der Spannung zwischen dem Mitgebrachten und der Weite, zwischen unserer Kleinheit und der Unermesslichkeit außen. Wer in der Einsamkeit betet, steht direkt vor Gott, nichts lenkt ab, nichts steht dazwischen, so wie man direkt mit dem Tod konfrontiert ist. So kann es dem einsamen Psalmenbeter ergehen, als spräche er die Texte, wie er sie sprechen würde direkt in seiner letzten Stunde, in der es nur noch Gott gibt. Da lernt er, in der Zeit die Ewigkeit zu bedenken und dabei nicht traurig, sondern viel reicher zu sein als die meisten anderen. Denn durch die Berührung mit der Ewigkeit wird man zum Meister der Zeit, steht an dem großen Wasser-Reservoir, aus dem die Zeit sich speist.

Die Mönche vor 1000 Jahren haben den gregorianischen Gesang eine *meditatio mortis continua* (ein beständiges Bedenken des Todes) genannt. Tod, weil es wie der Gesang in der Wüste ist und weil diese Weisen historisch gesehen ja auch bei den Wüstenvätern ihren Ursprung haben. Und wenn es uns im Tod ergeht wie in einer Dünenlandschaft, dann wird auch verständlich, warum man das Abendmahl für Sterbende »Wegzehrung« nannte, *viaticum*, Proviant für eine weite Reise, mit dem Ziel des Lichts.

...

S. 143

»Führe uns an der Versuchung vorbei«: Man muss so übersetzen, denn sonst kommt ein falsches Gottesbild heraus. Wenn man die Übersetzung »Und führe uns nicht in Versuchung« im üblichen Sinn versteht, dann denken viele, Gott hätte vielleicht Spaß daran, uns zum Kippen zu bringen, zum Erliegen in der Versuchung, und er werde nun im Gebet aufgefordert, dieses sein Hobby zu unterdrücken. Aber nach dem ganzen Neuen Testament ist es niemals so, dass Gott versucht. Das besorgen unsere Triebe und der Teufel, der sich dieser bedient. Nein, Gott führt nicht in Versuchung, er muss deshalb auch nicht gebeten werden, das bitte zu lassen. Er hat kein zweifelhaftes und vielleicht halb teuflisches Angesicht. Gott soll uns führen wie ein guter Hirt seine Schafe führt. Wenn wir erst einmal darin sind in der Versuchung oder Anfechtung, dann haben wir leicht Ausreden zur Hand, warum wir nachgeben sollten und dürfen.

...

Gott hat große Sorgen. **Er ist heilig, aber die Menschen wissen nicht mehr, was heilig ist und schaffen alle Tabus ab. Er ist der Herr, aber die Menschen tun so, als gäbe es kein Gebot.** Und das Vaterunser sagt, wer wir Menschen sind: unfähig zu Vergebung und Frieden. Und sehr bedürftig, angewiesen darauf, dass Gott uns jeden Tag das schenkt, was wir zum Leben brauchen.

Kehren wir noch einmal zu dem Jesus zurück, der vor Sonnenaufgang einsam in der Wüste oder auf dem Berg betet. Er betet in der absoluten Gewissheit, dass gerade dann, wenn kein anderer Mensch in der Nähe ist und ihn ablenkt, Gottes Wirklichkeit, der gegenwärtige, reale Gott umso stärker da ist, umso unübersehbarer. In der Einsamkeit wird die reale Gegenwart Gottes zu einer schreienden Stille, zu einer handgreiflichen Unsichtbarkeit, zu einer liebevollen Überwältigung. Und während Jesus betet, wird es Morgen, die Vögel wachen auf, die Sonne erhebt sich

über den Horizont, die morgendlichen Hymnen des Stundengebets sagen: Die Dinge gewinnen ihre Farbe wieder. Sicherlich hat Jesus diese Situation des Sonnenaufgangs im Kopf, wenn er sagt, dass Gott als der Schöpfer immer noch wirkt und jeden Tag Nahrung für alle beschafft, dass er die Lilien des Feldes prächtig kleidet und dass alle Kreatur in seiner Hand ruht. Wenn es ganz still ist und die ersten Vögel anfangen zu singen, dann haben das die Psalmbeter aller Zeiten gedeutet als den Lobpreis Gottes zu Beginn des Tages, und wir Menschen haben versucht, da einzustimmen. Daher der Lobpreis der Mönche am frühen Morgen.

Wer betet, betet allein, aber nicht für sich – er steht stellvertretend da, steht ein für alle anderen, auch für die, welche, in sich verkrümmt, kein Wort mehr aus sich herausbringen. Und jedes Gotteshaus, in dem das ja permanent geschieht, wird zur Mitte der ganzen Region, einer ganzen Landschaft. Denn hier ereignet sich das Entscheidende, wie wenn man in den Kompass die Nadel einfügt: Geheiligt werde dein Name.

Was aber ist mit den Gebeten, die nicht erhört werden? Zu den erstaunlichen Dingen in der Verkündigung Jesu gehört die unbedingte Zusicherung der Gebetserhörnung. Zwar werden hin und wieder Bedingungen genannt (man soll im Namen Jesu bitten; man muss sich mit dem Nächsten zuvor versöhnen; man darf nicht zweifeln, dass Gott das Gebet erhört; Christen sollen sich einig sein im Beten), doch es gibt genügend Stellen, an denen Jesus zusichert, Gott werde ganz sicher das Gebet erhören. Zwei Begründungen werden aus den Texten — zu denen auch ein offensichtlich jüdischer gehört — erkennbar: Gott erhört das Gebet seiner Kinder, weil Eltern ihren Kindern nichts versagen. Und Gott erhört das Gebet seiner Freunde, weil Freundschaft es nahelegt, auf Bitten des Freundes einzugehen.

Dennoch ist es offenkundig, wie oft Gebete anscheinend nicht erhört werden, wenn man das so vorsichtig sagen darf. Diese Vorsicht ist geboten, denn niemand kann wissen, *in welcher Weise* Gebete erhört werden. Manche verändern den Beter, manche werden zu dessen Bestem anders erfüllt, als er sich das gedacht hat. Der ganze Bereich des Unsichtbaren und der Zukunft ist uns verborgen. Aber vielleicht handelt es sich bei der Zusage der Gebetserhörnung doch um eine jener ganz massiven, himmelsstürmenden Provokationen Jesu. Könnte diese Zusicherung nicht so herausfordernd gemeint sein wie vergleichsweise die Auferweckung des Lazarus oder die Salbung mit Öl, der Jesus zustimmt, statt das Geld den Armen zu geben?

Vielleicht meint Jesus das so: Nehmt diese Verheißung als Zeichen für eine neue Einstellung Gottes zu euch. Nicht als leeres Zeichen, sondern als Symptom. Nehmt diese Verheißung ganz ernst, aber betrachtet sie nicht isoliert, sondern als Teil meiner Botschaft im Ganzen. Fragt euch: Wie wäre es, wenn das wirklich wahr wäre? Würde eben diese Gewissheit oder auch nur ein Bruchteil davon euer Gottesverhältnis revolutionieren?

Diese Verheißung selbst ist ein Stück Evangelium, etwas, das bereits selbst die Wirklichkeit verändert. So wie wenn man einen anderen Menschen sehr lieb gewinnt, auf ein Zeichen von ihm wartet – und dieser andere erklärt nun: Ja, ich liebe dich, darauf kannst du dich verlassen. Würde, wer dies hört, nicht Luftsprünge machen vor Freude? Er wäre doch am Ziel seiner Wünsche. Zwar kann er sich für diese vier Worte: »Ja, ich liebe dich« im Augenblick noch »nichts kaufen«, denn sie sind ja erst Ankündigung. Aber diese Worte verändern ihn, haben ihre erfreuliche Wirkung. Denn wenn einer dem anderen sagt »Ja, ich liebe dich«, ist das eine Verheißung für ein ganzes langes Leben. So ist auch der Satz »Der Vater erhört euch sicher« wie eine grundsätzliche Liebeserklärung. Sie ist die traumhafte Erfüllung des Verhältnisses zwischen Mensch und Gott. War nicht in allen Religionen und in all den überlieferten magischen Papyri der hellenistischen Zeit dieses die große Sehnsucht: dass Gott oder die Götter den Menschen erhören in seinem Beten und Flehen? Nehmen wir diese Sätze als ernsthafte Ankündigung eines paradiesischen Gottesverhältnisses, einer schlechthin unglaublichen Zuwendung Gottes. Dann fiel die Erhörnung der Gebete in eine ähnliche Kategorie wie Sündenvergebung und Auferstehung.

Jesus und das menschliche Glück

6.1 Auf der Seite der Opfer

Man fragt sich, wie das nebeneinander sein kann: Ein Jetset, der sein Vermögen auf sündhaft teuren Yachten durchbringt – und Kinder, für deren Aidsmedikamente kein Geld da ist. Wie kann das sein, dass

die einen von der Frage bewegt werden, wie sie den morgigen Tag überleben sollen, und die anderen – die auf der Sonnenseite des Lebens – sich bloß noch fragen müssen, welche Rotweine einen alten Barolo toppen und ob das Täschchen nun von Gucci oder Versace sein muss. Kismet? Schicksal? Glück gehabt – Pech gehabt? Welch ein Zynismus! Auf diese ungeheuerlichen Fragen, die letztlich ganze Gesellschaften betreffen, können nicht nur die politischen Antworten gegeben werden, die sich in der Tradition von Marx des Themas angenommen haben. Letztlich bleibt das Konkrete: Ein behindert geborenes, armes Kindchen, das sich wenige Jahre in Schmerzen durchs Leben schleppt, um dann elend zu sterben – neben dieser Art von Armut sind wir alle die Reichen, selbst wenn wir mit größter Liebe und unter Aufbietung bedeutender materieller Mittel einen Ausgleich zu schaffen suchen. Gibt es eine ausgleichende Gerechtigkeit? Gibt Jesus, gibt das Evangelium darauf eine Antwort?

...

Hier liegt der alleinige Schwerpunkt: »Selig seid ihr, wenn die anderen euch hassen, euch ausstoßen, euch beschimpfen und euren Namen mit Abscheu nennen, weil ihr zu Jesus gehört, dem Menschensohn. Freut euch und jubelt, wenn man euch das antut. Denn im Himmel werdet ihr reich entschädigt.«

...

Die »Armen im Geist« müsste man wiedergeben als die »armen Menschen, die gequält werden«; seit den Texten von Qumran wissen wir nämlich, dass »arm im Geist« der ist, den man nervlich fertig macht. Noch einmal: Jesus hat sie alle im Blick, die körperlich und seelisch Leidenden und diejenigen, die freiwillig Leid auf sich nehmen, weil sie die Umwertung Jesu jetzt schon vollziehen und ein Stück des verheißenen Ausgleichs jetzt schon zum Ereignis machen durch gelebte Solidarität.

...

Die Umkehrung der bürgerlichen Werteordnung setzt direkt bei Jesus an, denn er erweist durch Leiden und Kreuz, dass er zu Gott gehört. So, wie diese Welt nun einmal ist, kann Zugehörigkeit zu Gott auch kaum anders demonstriert werden, als dass man ihre Werte auf den Kopf stellt – und ihre brutale Macht schlicht erleidet und das Spiel nicht auch noch mitspielt.

Wir fragen: Sind die Verheißungen der Seligpreisungen nicht doch lauter leere Versprechungen? Sind die Leute in Jesu Gesellschaft, die Armen und Verfolgten, wirklich glücklich zu preisen? Auffallend ist nämlich: Es heißt nicht »glücklich werden sein ...«, sondern »glücklich sind« – eine zeitenthobene Aussage also. Wie das zu verstehen ist, sagt uns eine Stelle aus dem 1. Petrusbrief, der ja in der Anbindung an die Autorität des Petrus dem Matthäusevangelium besonders nahe steht: *Und wenn ihr jetzt beschimpft werdet, weil ihr Christen seid, dann gilt: Selig seid ihr, weil der Heilige Geist Gottes jetzt schon auf euch ruht, der Geist der Herrlichkeit (4,14).* Wenn also einer leidet und dennoch dabei selig ist, dann ist das nicht perverse Lust, sondern Gottes Geist, der ihn tröstet und trägt, der ihn durchsichtig macht für das, weswegen der leidet. Ähnlich wie Dietrich Bonhoeffer in der Stunde der Verurteilung zum Tod erklären konnte: »Dies ist das Ende. Für mich der Beginn des Lebens.«

...

6.2 Jesus, Männer, Frauen, Paare, Kinder

In einer Gesellschaft, in der sich die traditionelle Form der Ehe sukzessive auflöst, in der Männer, Frauen und Kinder in losen Assoziationen, Patchwork-Familien und Lebensabschnittsgemeinschaften durcheinander gewirbelt werden wie noch in keiner menschlichen Gesellschaft zuvor, suchen wir neu nach den Fundamenten gelingenden gemeinschaftlichen Lebens. Ist es wirklich so, dass alles, was Männer, Frauen und Kinder zu Beziehung, Gemeinschaft, Liebe, Ehe, Familie verbindet, bloß durch Funktionen bestimmt ist? Durch Sex, Langeweile, Produktion von Nachkommenschaft, Gemeinschaftsbedürfnis, sozialen Kitt, durch Rente und Generationenvertrag? Sind wir letztlich nur einsame Individuen, die sich von Mal zu Mal zu Einheiten assoziieren, um rasch wieder auseinander zu streben und in Einsamkeit zurückzufallen, wenn der Zweck erfüllt ist? Sind wir Single-Atome, die immer nur kreisen und sich

niemals wirklich verbinden? Bleibt uns nichts anderes übrig, als zu leben im Modus »synchronisierter Einsamkeiten« (Klaus Hemmerle)?

...

Wenn wir über Gemeinschaft unter Menschen reden, sollten wir zunächst einen kleinen Umweg machen und auf Gott schauen. Denn wo wir es mit Gott zu tun haben, muss unser Getrenntsein in viele Einzelne (man kann auch sagen: Singles) nicht erst künstlich zur Einheit werden, sondern alles entsteht aus der Einheit Gottes heraus. Die Welt lässt sich im Horizont des Glaubens von dem einen Urgrund her verstehen, und der entfaltet sich in die Vielfalt und Mannigfaltigkeit der geschaffenen Dinge.

Die Menschwerdung Gottes zeigt den anderen Weg: Von der Einheit her wird die Vielfalt begründet, in ihr ist sie legitim und denkbar. Der *eine* Gott ist Anfang und Ziel, der eine Mittler steht auf dem Weg zu diesem Ziel. Der Sohn ist vom Vater *getrennt*; im Geist ist er aber ganz *eins* mit ihm. Eine besondere Bedeutung hat dabei die Mitteilung des einen Geistes an die Christen, denn es ist der *eine* Schöpfungsgeist, der sich in die Gaben und Dienste entfaltet. **Damit wir Leute des *einen* Gottes uns nicht in der Vielheit verlieren, brauchen wir stete Erinnerung an unsere Herkunft, brauchen wir die Gebete und Hymnen (Lieder) der Gemeinde: Sie sind »geistliche« Erinnerung an das Paradies, Rückkehr zur anfänglichen Einheit. Damit sind sie zweitens auch Vorgeschmack mitten in der Zeit und Wegmarke auf dem Weg zu einer Einheit in Herrlichkeit.** Deshalb werden Gebet und Hymnus auf das Wirken des Geistes selbst zurückgeführt. Deshalb wird auch der menschliche Leib Jesu durch den Schöpfergeist regelrecht ganz neu geschaffen, weil Jesus der Prototyp des neuen, erlösten Menschen sein wird. Aber es geht eben um Schöpfung, ein anfängliches Tun Gottes im Nachvollzug der Menschen. Wo wir es mit Gott zu tun bekommen, erinnert alles Getrenntsein an die Einheit, aus der wir (sie verloren habend) herkommen und (sie im Glauben gewinnend) hinstreben. **Jede Form der Überwindung von Getrenntsein — das Synonym dafür ist »Liebe« — hat daher einen Schimmer des Göttlichen. Beziehungsvolle, treue Menschen erinnern an Gott, an das Paradies, geben einen Vorgeschmack auf die Vollendung.**

...

Dass der große Gott sich Menschen unterwirft, ist der Geheimtipp für den Frieden in jeder künftigen menschlichen Gesellschaft. Solange wir Frieden als Arrangement unter Mächtigen verstehen, bleibt es ein ewig blutiges Machtgerangel. Frieden schaffen ist aber Dienst an den Kleinsten, Unterwerfung unter die Ohnmächtigen. Wenn Gott selbst demütiges (dienst-mutiges) Kind ist, dann sind damit alle Größen- und Rangverhältnisse, die je auf der Erde bestanden haben, radikal ins Gegenteil verkehrt. Klein sind die Potentaten, Tyrannen, Minister, Aufsichtsräte; groß, ja das Größte ist das Kind. Nur wenige, wirklich Weise haben sich bislang konsequent auf diesen Weg einzulassen gewagt.

Gott ist Kind geworden – was besagt das in einer Gesellschaft, die so kinderfeindlich ist wie nie und nirgends je eine Gesellschaft? Es besagt zwangsläufig, dass noch nie Menschen so weit entfernt waren wie wir Heutigen von Gott. Es sagt auch, dass die spezifische Qualität der Kinder – nämlich: Staunenkönnen und alles von anderen zu erwarten — bei uns keine Schande zu sein hat, sondern eine Tugend, ja etwas Göttliches. Deshalb heißt es in den alten Gebeten: Josef und Maria haben über alle Maßen gestaunt, als sie sahen, dass er Gott war und zugleich Kind. Gott ist Kind geworden, damit ab jetzt die Zuwendung zu einem Kind und die Sorge für ein Kind und die Liebe zu einem Kind angerechnet wird wie die Zuwendung zu Gott selbst. Damit fortan Staunen und Fragen mehr gilt als vieles zu wissen.

...

S.162

Ein Stück der Emanzipation Jesu von seiner Familie ist der Bericht, wonach der zwölfjährige Junge bereits alle Wissenschaft beherrscht und die Profis der Schriftgelehrsamkeit im Tempel düpiert, ein Moment, das man in diversen antiken Lebensberichten wiederfindet (übrigens muss deshalb Lk 2 nicht unwahr sein, sondern im Gegenteil: Begabungen zeigen sich eben in diesem Alter, und auch darin ist Jesus durchaus »normal«)...

S. 164

Was ist zur Ehescheidung zu sagen? Kaum etwas macht heute mehr Skandal, als dass sich die katholische Kirche mit ihrer restriktiven Praxis auf Jesus beruft. War er wirklich so unbarmherzig, so unmenschlich? Kürzlich beklagte sich eine Frau bei mir darüber, dass der Papst praktizierte Homosexualität als »widernatürlich« bezeichnet habe. Ich habe ihr geantwortet: »Und Jesus hat bereits die Ehescheidung (mit Neuverheiratung) widernatürlich genannt.« Denn Jesus nennt zur Begründung seines Verbots die Grundstruktur der Schöpfung, dass Gott nämlich alles Lebendige »männlich und weiblich« schuf. Denn so sagt er in Mk 10: *»Mose hat erlaubt, sich von der Frau nach Ausstellung eines Scheidungsbriefes loszusagen ... Dieses Gebot hat Mose für euch geschrieben, weil ihr so hartgesotten seid. Gott aber hat Mann und Frau vorn Anfang der Schöpfung an als einen Mann und eine Frau erschaffen ... Was Gott nun so verbunden hat, darf der Mensch nicht trennen.«* Jesus wertet damit das Gebot über den Scheidungsbrief in Dtn 24 als einen Kompromiss. Er selbst dagegen geht auf die Ordnung der Schöpfung zurück.

...

Vielleicht kann man von daher erklären, warum Jesu Wort über das Verbot der Ehescheidung (mit Wiederheirat) das am häufigsten (fünfmal) zitierte Jesuswort im Neuen Testament ist. Denn Jesus sieht in der ehelichen Treue und Liebe ein reales Abbild des Verhältnisses zwischen Messias und Volk. Wenn die Ehe zwischen Menschen zerstört ist, dann kann Ehe kein Realsymbol mehr für das kommende Reich Gottes sein. Das ist ähnlich wie bei der Versöhnung: Erst wenn Menschen einander vergeben haben, kann auch Gott vergeben.

...

Wenn Jesus deutlich sagen will, was Leiden und Dienen bedeutet, stellt er in die Mitte der Jünger ein Kind. Und wenn Jesus sagen will, warum er Ehescheidung ablehnt, stellt er in die Mitte wiederum ein Kind. Sozialgeschichtlich gilt sicher zuerst dieses: Unter einer Ehescheidung müssen zuerst die Kinder leiden. Jesus aber liebt die Kinder. Wer Kinder liebt, muss die Institution der Ehe stärken ...

S. 168

Ein Letztes: Immer wieder (und gerade in jüngerer Zeit) wird versucht, die reine Lehre Jesu zu unterscheiden von einer niederrangigeren Ebene der Moral, die nicht eigentlich »Religion« sei. Jesus sei es um die Verkündigung der anbrechenden Gottesherrschaft gegangen — und nicht um irgendwelche regulativen Prinzipien in Hinsicht auf Sex und dergleichen. Diese Ansicht kann sich auf vieles berufen, nur nicht auf die Schrift. Gewiss war Jesus kein Morallehrer, aber doch einer, der die konkreten menschlichen Grundvollzüge in den Kontext Gottes stellte. Darin unterscheidet er sich nicht vom Alten Testament. Religion und Volk sind in der Bibel genauso eng aufeinander bezogen wie Religion und Sexualität, bzw. Religion und Ehe. Das heißt: Das Verhältnis zu Gott (sprich: die Religion) existiert nicht unabhängig von den Größen Volk, Sexualität, Familie und Ehe. Das Ärgernis ist nicht neu. Schon die heidnischen Hörer des Evangeliums werden oft gefragt haben, ob und warum es denn Konsequenzen aus ihrem Glauben an Gott für die Bereiche Politik, Macht, Sex und Ehe geben sollte. Die Antwort des Neuen Testaments ist: Gerade diese Bereiche sind nun nicht mehr autonom, wie ihr Heiden meintet. Gerade für diese Bereiche ist der Glaube an Jesus Christus, an den Gott Israels von höchster Brisanz. Denn hier muss und wird sich eine Menge ändern. Diese Felder haben »ihre Unschuld verloren«. Gott will hier verbindlich herrschen und bestimmen. Und eben deshalb darf eine mutige Kirche »in die Schlafzimmer hineinregieren«. Zu behaupten, diese Bereiche seien weiterhin autonom, wie gehabt, ist pures Heidentum.

S. 178

Zum Weg Jesu gehört vor allem auch der Kampf gegen den Teufel in der Versuchung. Versuchungen durchziehen das Leben Jesu: Schon gleich zu Anfang fordert der Teufel Jesus dazu auf, seine Macht zu eigenen Zwecken zu benutzen, Gott herauszufordern oder gar die Herrschaft über die Welt zu erstreben. Später, als Jesus Petrus als Satan titulierte und erst recht in Gethsemane, muss Jesus mit der Versuchung kämpfen dem Leiden und der Geduld auszuweichen. Am Kreuz schließlich widersteht Jesus der sehr nahe

liegenden Versuchung, alles hinzuwerfen und für sinnlos zu erklären, genauer gesagt: er widersteht der Versuchung des Atheismus.

Aus den wenigen Versen in Mk 2,18-20 erfahren wir etwas über Jesu Auffassung von Geschichte: »*Können denn Hochzeitsgäste fasten, wenn der Bräutigam unter ihnen ist*« Natürlich hat man auch hier vermutet, diese Verse seien typisch nachösterlich und sollten den nach Ostern im Zuge eines angstbesetzten Rückfalls ins Judentum wieder eingeführten Brauch des Fastens in der Kirche rechtfertigen. Man hält es durch die Bank für unmöglich, dass Jesus über die Zeit seines Erdenwirkens hinausgeblickt haben könnte. In der evangelischen Kirche hält sich aus Gründen der Werkgerechtigkeit immer schon eine stark fastenkritische Tradition. In der katholischen Kirche gibt es eine 2000 Jahre währende ungebrochene Fasten-tradition. Leider gibt es aber auch viele katholische Bibelausleger, die die »Ergebnisse« der historisch-kritischen Forschung im fastenkritischen Sinne zum unbefragten, nicht kritisierbaren Ausgangspunkt und Fundament ihrer Auslegung machen.

In diesem Fall sprechen zwei Gründe schon gegen diese hypothetische Annahme: 1. Muss Jesus wirklich so »beschränkt« gewesen sein, dass er im Unterschied zu anderen nicht über den Tellerrand seiner eigenen Zeit hinausgeblickt haben darf? Und 2. Wäre das nicht ein geradezu infamer Akt der frühen Kirche, in Abweichung von Jesu eigener Praxis und offenbar gegen seinen Willen eine gegenteilige Gemeindepraxis einzuführen und dafür auch noch ein Jesuswort zu erfinden? Doppelter Ungehorsam also schon am Morgen der Kirche? Kann es den Versuch gegeben haben, auf diese Weise Jesu eigene Praxis auszutricksen und den eigenen, noch dazu beschwerlichen Weg - Fasten ist schließlich nicht lustig! - mit Lüge und Unterstellung zu rechtfertigen? Das glaube, wer will.

Und nur in diesem Rahmen – nicht an und für sich und unter dem Motto betrachtet, »als gäbe es Gott nicht« – sind sie Anti-Werte. Also sind nicht Leiden, Schande und Kreuz an sich etwas Großartiges, sondern nur dann, wenn es Gott gibt und weil es ihn gibt, weil die »Welt« in ihrer Verstiegenheit und Gottferne eben die Gerechten leiden lässt und kreuzigt. Nicht das Leiden an sich ist heilig, sondern das Leiden derer, die zu Gott gehören. Nicht Verzicht auf Lebensinstinkte an sich ist gut, sondern schlecht ist nur das gottlose Ausleben einer Vitalität, die keinen Himmel über sich kennt.

...

Doch hier gilt es, ein verbreitetes Missverständnis abzuwehren: Christentum bedeutet nicht Lust am Leiden, Freude am Nein zum Leben. Gott quält uns nicht mit Widernatürlichkeiten. Zur Zeit unserer Großväter galt das manchmal als katholische Aszese: Wenn einer etwas von sich aus wollte, dann sollte er es gerade nicht tun dürfen. Denn das Ziel der Erziehung war, den Willen zu brechen. Nein, der Vers Mt 16,25 sagt es genau: »*Wer sich aber aufgibt für mich, der wird sich finden.*« Es ist also durchaus Gottes Wunsch und Ziel, dass wir uns finden, dass wir das Leben bewahren, uns selbst verwirklichen. Lebensfeindlichkeit wäre das Letzte, was dem Gott der Bibel anstünde. Gott will durchaus das Leben, und zwar in Lust und Fülle.

Man hat ja nur dieses eine Leben. Rousseaus guten Menschen gibt es nicht. Unsere Vitalität ist nicht unschuldig, sondern seit Adam und Eva ist sie raffgierig, egozentrisch, kurzatmig, sie hat keine Zeit, sondern will auf kürzestem Wege nur für sich selbst sorgen. Und sie verfehlt ihr Ziel, weil nur für sich selbst niemand glücklich ist. Nach biblischem Denken, und das ist auch der Weg Jesu, führt nur der Weg zum Ziel, auf dem man nicht kurzfristig zum vordergründigen Ziel gelangen will, sondern der Weg, auf dem man zunächst den Anti-Wert ansteuert.

Noch einmal die Logik, die hier zugrunde liegt: Erstens kann angesichts des Gegensatzes von Gott und Welt nur der Anti-Wert, der Widerspruch zum ganz normalen Egoismus, zu Gott gehören. **Denn die Welt lügt und betrügt, mordet die Gerechten und widerspricht Gott. Was vor Gott gilt, kann nur das Gegenteil sein von dem, was hier Ansehen schafft.** Und zweitens ist Weltlichkeit nicht nur ein Attribut der anderen, sondern eben auch des eigenen Egoismus: Wir selbst sind tendenziell und real die Lügner und Betrüger, die Mörder und Verräter der Gerechten, der Widerspruch zu Gott. Daher geht die Veränderung der Logik durch unser eigenes Herz. Es geht darum, den Vitalitätstrieb dem Gebot Gottes

zu unterstellen. Gottes Gebot aber heißt nicht raffend, sondern schenken und warten. Gottes Weg besteht darin, dass er lange, eine ganze Weltzeit lang, seine Sonne aufgehen lässt auch über seinen Feinden. Er schenkt aus vollen Händen. Und auf unsere Verse angewandt heißt das: **Wer wie Gott handelt und Gott ähnlich handelt, der kommt durch Wegschenken zum Ziel, durch Sich-Verschenken an die anderen, durch Aushalten und Ertragen zum Sieg, durch Tragen der Schande zum Ansehen.**

S. 200

Alle Sünde ist kurzatmig. Das Herz kann nicht mitwachsen, es wird buchstäblich überfahren. Durch das Raffend wird der Mensch nicht nur betrogen, am Ende macht dieses Handeln auch ihn selbst kaputt.

Man hat den Weg Jesu den indirekten genannt. Auch der Weg Jesu will Ganzheit, Lust, Fülle, Erfolg, Reichtum, Glück, Liebe, Herrschaft, Leben ohne Grenzen, das große Fest. Er will es in nie gekannter Radikalität. Wer den Weg Jesu wählt, wer leben will, *kommt* zum Leben, aber er kommt zum Leben durch Kreuz und Tod hindurch. Wer sich finden will, kommt zu sich, indem er ganz und gar nicht an sich denkt. Wer Ruhm erstrebt, wähle den Weg der Schande — und dieser Ruhm ist dann ewige Herrlichkeit. Der Weg Gottes führt durch das Gegenteil. Er geht auf die Nacht zu, um das Licht zu finden. So ergeht es auch Gott selbst und seinen Boten in der Welt: Er und sie werden missachtet. Und die Früchte ihrer Handlungen werden erst am Ende offenbar. Die dagegen jetzt geachtet sind, werden schnell gestürzt werden.

In Mt 10,39 ist Jesu Lebensweisheit explizit formuliert: Nur der kann sich selbst finden, der gründlich lernt, sich selbst zu vergessen. Und das geschieht eben im Gebet, in der Arbeit, wenn sie mit Geist und Begeisterung getan wird, und vor allem in jeder Liebe. Die Selbstfindung im Sinne Jesu ist keine Selbstverwirklichung im Fokus maximalen Spaßes. Sich selbst gewinnt man, indem man von sich selbst absieht und auf Gott (Jesus Christus) oder den Nächsten blickt. Es ist ganz eindeutig die Frage nach Glück, die Jesus hier angeht. Glück wird, wer sich selbst vergessen kann. Glück ist man, wenn man ganz bei der Sache ist und nicht neben sich steht. Das geschieht in der Liebe, die ganz beim anderen ist — jeder weiß es, der schon einmal ein Liebespaar gesehen hat, das sich die Wünsche von den Augen abliest. Es geschieht in der Arbeit, wenn wir die Zeit darüber vergessen. Und beim Gebet, wenn wir uns ganz der Gegenwart Gottes anvertrauen. Das alles bedeutet Befreiung vom kurzsichtigen Egoismus des Ich und den Zwängen, denen es sich selbst ständig aussetzt. Selbst die Konzeption der neuzeitlichen Menschenrechte greift zu kurz, wenn sie allein auf der Vorstellung basiert, der Einzelne habe Rechte, die er durchsetzen müsse.

Die Lebensweisheit Jesu bezieht hier profiliert Position. **Jesus sagt nicht: Indem ihr euch verwirklichen wollt, werdet ihr euch finden. Er sagt: Indem ihr euch verliert, werdet ihr euch verwirklichen. Sich verlieren — an eine Sache, eine Aufgabe, einen Dienst, einen Menschen, eine Menschengruppe. Indem ihr euch gerade *nicht* als letztes Ziel anstrebt, indem ihr *nicht mehr* nur immer euch selbst wollt, werdet ihr euch finden.**

Jesus bietet den indirekten Weg an sich zu gewinnen. Es geht dabei um Sein oder Nichtsein. Es geht um mich selber. Wie gewinne ich das, was ich sein könnte? Man verliert sich leicht, und schnell geht ein Leben in die Brüche. Viele gescheiterte Leben säumen unseren Weg wie zerschossene, ausgebrannte Panzer auf der Straße von Basra nach Bagdad. Gestrandete Menschen, die den Weg zu sich selbst nicht fanden. Die Direktstrategie zu mir selbst (»Jeder muss selbst sehen, wo er bleibt!«), führt zu keinem Erfolg. Wer nur sich selbst sucht, bleibt unterwegs stecken, kann sich nicht finden, nicht gewinnen. Jeder Versuch es so zu tun, bleibt bloße Nabelschau, wirkt wie Münchhausens Unternehmen, sich selbst aus dem Sumpf zu ziehen. Das Geheimnis geglückten Lebens beruht immer auf einem Umweg. Der direkte Weg wäre offenbar unmenschlich. Ich kann mich nicht selbst gewinnen. Das Geheimnis ist der Umweg.

Zu uns selbst finden wir nur über all die Umleitungen, die von uns selbst in eine andere Richtung weisen. Im Klartext heißt das: Wir finden uns selbst nur, indem wir lieben, uns selbst an etwas, an eine Sache, eine Idee, ein Projekt, einen Menschen, letztlich an Gott hingeben. Gott dagegen will uns über alle Maßen ganz. Er treibt das Prinzip des indirekten Weges auf die Spitze, könnte man sagen. Auf den ersten Blick ist es *shocking*: Aber Religion bedeutet immer Leibeigenschaft gegenüber Gott und Kompromisslosigkeit gegenüber seinem Willen. Und weil das so ist, liegt in der Forderung nach radikaler Hingabe an diesen Herrn auch der sicherste Weg zu sich selbst. Man muss sich auf diesen Schock einlassen. Religion ist nicht billig mitzunehmen; sie ist eine persönliche kopernikanische Wende.

S. 221

Sich selbst gewinnt, wer Nein sagt bei den vielen kleinen Gelegenheiten, sich durch Kompromisse anzupassen. Lebende Fische erkennt man daran, dass sie gegen den Strom schwimmen können. Alle Machthaber der Welt wollen unsere Seele. Ihnen bis aufs Blut zu widerstehen, das nennt die Offenbarung des Johannes »siegen«. Im Kampf um die Seele des Menschen ist das Christentum ein wahrhaft aktueller Beitrag, möglicherweise die einzige Alternative. Welches Risiko gibt es denn sonst noch, wenn nicht dieses eine, Leben zu gewinnen oder zu verlieren? Die Mutter aller Schlachten gibt es nicht im Krieg, sondern immer dort, wo das Bekenntnis zu Jesus gefordert ist. Denn hier entscheidet sich Gewinnen oder Verlieren des Lebens. Dieses Wort ist von Jesus oder in seinem Namen in einer Situation gesprochen worden, in der das Bekenntnis zu Jesus lebensgefährlich war. Auch im 20. Jahrhundert gab es solche Situationen in großer Fülle. Darin besteht die größte innere Verwandtschaft zwischen dem 1. und dem 20. Jahrhundert nach Christus.

Aber es geht nicht nur um den Extremfall des Martyriums. Unser Leben gewinnen und es nicht verfehlen wollen — das ist das ureigenste Interesse jedes Menschen. Es geht um die *ars vivendi* — den Wettstreit um die große Lebenskunst, zu der Jesus den entscheidenden alternativen Beitrag liefert. In dieser Lebenskunst ist die Liebe zu Gott deshalb weise, weil Gott als Einziger eine Liebe fordert, die grenzenlos ist. Alle Kreatur kann unsere Liebe nur begrenzt ertragen. Selbst menschliche Liebespartner brauchen hin und wieder Ruhe voreinander. Sie können nur begrenzt geben, weil sie nur begrenzt empfangen können. Wer in der Liebe vom anderen »alles« fordert, wird ihn garantiert überfordern (vielleicht boomen darum die Scheidungen?). Nur Gott kann »alles« geben, »alles« fordern. Gott ist die Selbstverwirklichung des Menschen. Siehe Jesus, siehe die Auferstehung dessen, der alles gegeben hat, um alles zu bekommen.

Jesu Eunuchenwort

Jesus hat gesagt: *»Es gibt Eunuchen, die so geboren wurden. Und es gibt Eunuchen, die sind von Menschen dazu gemacht worden. Doch es gibt auch Eunuchen, die freiwillig auf die Ehe verzichten wegen der Herrschaft Gottes. Sie haben sich sozusagen selbst zu Eunuchen gemacht. Denkt gut darüber nach!«* (Mt 19,12)

Das Wort »Eunuche« ist damals wie heute nichts Schönes, sondern bezeichnet Krankes, nicht Normales. Wer sich selbst zum Eunuchen macht, setzt sich dem Spott anderer aus. Denn er verzichtet auf das Normalste, auch das Kostbarste — eine Familie. Wer um des Himmelreiches willen dieses darangibt, hat Gottes Herrschaft als den größeren Schatz erkannt. Jesu Aufforderung: *»Denkt gut darüber nach!«* verweist darauf, dass es sich hier um ein Geheimnis handeln könnte, das sich erst dem erschließt, der sich länger damit auseinandersetzt.

...

Die Motivation zu diesem Zeichen ist nicht asketisch im engeren Sinne, als müssten die Triebe überwunden werden. Sie kann auch nicht moralisch sein, denn die Ehelosen sind nicht die Vollkommenen. Sondern sie ist theologisch im strengen Sinn: Eine letzte und radikale Konsequenz der Differenz zwischen Israel und den umgebenden heidnischen Religionen. Überall dort war Sexualität göttlich, Fruchtbarkeit der Segen schlechthin. Nur in Israel ist Sex nicht göttlich und folglich auch der Mensch mehr als nur Sexualpartner oder der zur Erhaltung der Sippe Bestimmte.

Auf den Partner zu verzichten ist nicht nur Zeichen für andere, sondern auch für den Verzichtenden selbst: Eine Orientierung in Richtung auf das hin, was er versprochen hat.

Mit Maria beginnt ein Stück Kreuzestheologie, wie die Rede vom Schwert zeigt, das durch ihr Herz geht. Um Jesu willen erträgt sie die Schmach der »unehelichen Mutter«, dazu die Angst um die Entlassung durch Josef. In der Kreuzestheologie geht es immer darum, dass derjenige, der auf der Seite Gottes steht, regelmäßig etwas erleidet, das ihn zum »letzten« aller Menschen macht — aus der Sicht der geltenden menschlichen Wertvorstellungen. Eine uneheliche Mutter war damals allgemein das »Letzte« – und das ist es bei vielen Menschen heute noch.

...

Die Schwangerschaft Mariens ist ein direktes Eingreifen des Schöpfergottes und -geistes in die Geschichte der Welt mit leibhaftigen, biologischen Konsequenzen in der Entstehung eines Menschen. Das sagt erstens etwas Allgemeines über das analoge Wirken Gottes bei der Entstehung jedes einzelnen Menschen und zweitens etwas über die Vorstellbarkeit und Möglichkeit von Auferstehung. Denn auch in der Auferstehung Jesu kommt Gott ihm mit leibhaftigen Konsequenzen absolut nahe. Entstehung wie Auferstehung Jesu werden im Neuen Testament auf den Heiligen Geist zurückgeführt. Schon im Fall der Menschwerdung Jesu wird die Theologie zu einem radikalen Entweder-oder herausgefordert: Entweder gilt die Annahme, dass Gottes Geist in die Welt hineinwirken kann – oder es gilt die Annahme, dass Gott Gott ist und die Welt die Welt ist. Dann sollten wir auch besser aufhören, bittend zu beten – es ändert sich sowieso nichts. Gott greift nicht ein.

S. 247

Der dämonische Kontext Jesu

8.1 Das Böse oder der BöseL

Zu den größten Peinlichkeiten für moderne Zeitgenossen gehört die Tatsache, dass Jesus in den Berichten der Evangelien umgeben ist von einer ganzen Komparserie dämonischer Gestalten. Vom Teufel ist die Rede, von Satan, von besessenen Menschen, von Dämonen, die Jesus austreibt – und einmal darf eine ganze Schar von ihnen sogar in eine Schweineherde fahren. Jesus spricht – das ist nicht zu leugnen – mit unreinen Geistern und er kann sie austreiben. Das alles — und vor allem, dass Jesus offenkundig selbst ein veritabler Exorzist war — brachte die moderne Theologie in gehörigen Erklärungsnotstand. Kein Wunder, dass sich auf diesem Feld die Entmythologisierung Rudolf Buhmanns gründlichst umtat, ohne dass es ihr freilich gelang, die störenden Züge dauerhaft aus dem Jesusbild zu entfernen. So versuchte man, die Texte hin- und herzdrehen, um schließlich erklären zu können, Jesus habe lediglich vom Glauben an die Dämonen befreien wollen, keineswegs aber von diesen selbst. Denn wie sollte man Jesus mit etwas so Degoutantem wie Dämonenglauben in Verbindung bringen, wo man doch ganz sicher war: Dämonen wie auch Engel gab es nicht. Wie leicht konnte man der Kirche vorwerfen, der Teufels- und Dämonenglaube habe zur größten ökumenischen Aktion des 17. Jh. geführt, zur Hexenverfolgung nämlich, der noch um 1650 in Magdeburg tausende Frauen zum Opfer fielen. Und war nicht überdies der Hinweis auf Dämonisches ein Mittel, sich selbst jeweils aus der Verantwortung zu stehlen und äußere Mächte zu beschuldigen? - Ist nicht durch die Psychologie jede Art Geisterkunde obsolet?

So ist untrennbar mit Exorzismen eine Auffassung von Wirklichkeit verknüpft, wonach eben nicht der Mensch mit seiner Psyche der Mittelpunkt aller Dinge ist — das ist nicht mehr als ein modischer Mythos, der seine beste Zeit schon hinter sich hat —, wonach er vielmehr eingebettet ist in Beziehungen zu Personen und Mächten außerhalb seiner selbst. Der Mensch ist daher im Krankheitsfall nicht nur mit sich selbst zu versöhnen und in sich selbst zu integrieren. **Vielmehr gibt es unsichtbare Wirkfaktoren innerhalb wie außerhalb seiner selbst. Unter diesen Bedingungen kann er, wenn es um ihm feindliche Mächte geht, von ihnen befreit werden oder »Nein« zu ihnen sagen. Und eben darin besteht der Vorteil dieser Betrachtungsweise: Man kann von diesen Mächten getrennt werden. Das Fremde »sitzt« in mir, aber kann, weil es das Fremde ist, endgültig hinausgeworfen werden – vergleichbar dem Krebs, der in mir und von mir lebt, aber doch da nicht hingehört und beseitigt werden kann.**

So muss man das Böse nicht in die Seele integrieren, es zur Nachtseite jeden Charakters erklären, sondern es gibt Lösung, Befreiung und Sieg. Dabei hat weder die Bibel noch je ein Theologe versucht, Menschen durch die Behauptung; sie seien eben »besessen«, zu entschuldigen. Immer wieder ist es der Mensch, der mit dem Bösen kooperiert.

Im Blick auf das ganze Zeugnis des Neuen Testaments und der Kirche kann man sagen: Wenn der Mensch sich durch böse Mächte von außen her bedroht fühlt, liegt die Wahrnehmung einer personhaften Bedrohung nahe. Immer geht es dabei um die Erfahrung: »Das bin doch nicht ich!«, eine Erfahrung, die scharf zu trennen ist von psychopathologischen Störungen. Psychotherapie und Theologie haben es nicht mit derselben Materie zu tun, haben nicht denselben Gegenstand. Und noch eine dritte Unterscheidung ist anzubringen: Wo der Mensch durch seine eigene innere Schwäche und durch egoistische Triebhaftigkeit bedroht wird, spricht man nicht von Teufel und Dämonen, sondern von Begierde, bösem Herzen oder Sünde.

Die Entpersonalisierung des so genannten Bösen (das Böse als eine Qualität an etwas zu betrachten, es nicht als Person zu denken), wie es Herbert Haag und eine Reihe anderer Theologen vorschlagen, wird der Erfahrung nicht gerecht, dass dem Bösen eine besondere Intelligenz zu Eigen ist, die Infamie und Tücke bedeutet. Das Böse ist mehr als die Folge des Missbrauchs menschlicher Freiheit. Daher hat der Böse personhafte Strukturen, ähnlich wie der Schöpfergott selbst auch; nur sind sie schwächer ausgebildet, da der Böse nicht Schöpfer, nur Zerstörer ist. Es greift einfach zu kurz, wenn wir beim Bösen nur an Verstöße gegen abstrakte Regelmäßigkeit denken. Das Böse ist nicht nur Übertretung von Geboten und Regeln, sondern es ist in der Erfahrung von Menschen packende Gewalt von außen, ist tückische, hinterhältige, raffinierte, suchtgefährdende Macht. Wenn man das bedenkt, kann man eher von personhaften Zügen sprechen. Dabei geht es hier — ich möchte es noch einmal betonen — nicht um den modernen Personbegriff, sondern um den antiken, der vor den Konzilien des 4. und 5. Jahrhunderts galt. Die Pluripersonalität der Dämonen (dass sie »viele« sind) — auch das sei erwähnt — ist meines Erachtens nicht im Sinne eines verkappt polytheistischen »naiven« Volksglaubens zu werten, sondern — ähnlich wie bei den Engeln — als differenzierte Erfahrung von Macht und Mächten.

Freilich darf man nicht mehr den Teufel in Menschen anschreien. Aber mit ihnen gemeinsam um Befreiung von namenlosen, aber mächtigen Mächten beten, das sollte man tun. Einfach deshalb, weil nicht alle Wirklichkeit flach und harmlos ist. Viele Menschen kennen nur die freundliche Oberfläche, bis eines Tages das Grauen sie überwältigt. Die Wirkung von Teufel und Dämonen ist letztlich Menschenhass und Mord.

...

Die Rede vom Teufel und von der Absage an ihn hat gegenüber den psychologischen Erklärungsversuchen gewichtige Vorteile: Vom Teufel und seiner Macht kann man befreit werden, man kann Nein sagen. **Man muss das Böse nicht in die Seele integrieren, sondern es gibt die Lösung, Befreiung und Sieg.** Dabei ist übrigens kein Theologe je darauf verfallen, den Menschen durch Besessenheit zu entschuldigen. Immer reicht der Mensch zuerst den kleinen Finger, und dann ergreift er oder das Böse die ganze Hand. Und im Übrigen endet jedes Vaterunser mit einer exorzistischen Bitte: »Erlöse uns von dem Bösen« meint philologisch ziemlich eindeutig »den Bösen« und nicht »das Übel«. Martin Luthers herzhaftes Verhältnis zum Teufel ist nicht zuletzt getragen vom siegreichen Erlebnis der Gnade. Und im Unterschied zum diffusen und oft verharmlosenden Reden vom Bösen« hat die Rede vom Teufel den Vorzug, dass das Böse einen Namen bekommt.

Wer vom Teufel redet, meint die Erfahrung des Bösen in ihrer Abgründigkeit. Denn schon die Griechen wussten, dass eine (menschliche) Person unendlich vielschichtig und unergründbar ist. Wenn aber die Tiefe des Herzens ein Bild ist für schillernde Abgründigkeit, dann hat es auch der Böse verdient, dass er Person genannt wird.

Viele fragen: Kommt das Böse, kommen Erdbeben und Flugzeugkatastrophen direkt vom Teufel? Antwort: Der Teufel steht biblisch nicht für alles, was wir als negativ empfinden. Dass diese Schöpfung begrenzt und endlich ist, dass auch in diesem Sinne Naturgesetze wirksam sind und Ressourcen begrenzt, das ist Gottes Werk in seiner vorläufigen Schöpfung. Vom Teufel reden wir dort, wo es um Heimtücke geht, um blinde Zerstörung, um Gottes- und Menschenverachtung. Ein tieferer Blick in die Geschichte lehrt, dass die Abgründe des Bösen, in die man in Auschwitz genauso blickte wie in der Ukraine der

Stalinzeit, über das Menschenmögliche hinausgehen (ohne Menschen deshalb zu entschuldigen), weil sie in etwas Namenloses, etwas Letztböses verweisen.

8.3 Die vergessene Dimension des Kampfes

Wer die Existenz wirksamer Mächte und Gewalten erfahren hat, wer mit Dämonen/dem Dämonischen rechnet, nimmt damit eine Art Dualismus (Zweigeteiltheit der Wirklichkeit) an. Da geht es um einen Kampf, um Ja oder Nein, um einen Herrschaftsbereich Gottes und einen solchen des Teufels. Nicht so, als ob nicht von vornherein klar wäre, wer der Herr, Schöpfer und schließliche Sieger sein wird – aber doch so, dass ein Kampf um den Menschen zwischen ihm günstigen und gegnerischen Mächten geführt wird. Dabei paktiert der Mensch häufig mit den ihm feindlichen Mächten, die ihn dann wie durch Sucht und Verblendung an einem weiteren positiven Weg und Werden hindern. Als dämonisch wird daher stets der trügerische Schein angesehen. Auch die Vorstellung von einem Kampf hat entscheidende Vorteile. Zum einen bewahrt sie vor der Illusion, es käme in einer relativ gutwilligen Welt am Ende darauf an, ein netter, unauffälliger Mensch zu werden. **Nein, in dieser Welt geht es nicht um mehr oder weniger große Nettigkeit, sondern unter der Business-as-usual-Oberfläche verborgen spielt ein dramatisches kämpferisches Geschehen für oder gegen Gott und den Menschen. Jeder, der öffentlich für Christus und die Kirche kämpft, wird von solchen elementaren Erfahrungen der Feindschaft gegen Gott berichten können. Das ist alles andere als harmlos. Dafür gibt es auch in unserer Gesellschaft zu viele, die das Christentum nicht wollen und es hasserfüllt bekämpfen.**

Dennoch ist von Dämonen nur deshalb die Rede, weil sie in einem Drama vorkommen, an dessen Ende ihr Besiegtwerden steht. Mit ihrer Existenz zu rechnen, dient daher nicht dem Angstmachen, sondern bedeutet Ausblicke auf den Sieg über alles, was uns bedroht und einschüchtert. Dieser »Dualismus« macht nicht traurig und lässt ebensowenig die Welt im Düstern. Die exorzistischen Texte des Neuen Testaments strahlen einen unglaublichen Optimismus aus. Das gilt auch deshalb, weil hier gerade der Einzelne mit seinen Krankheiten direkt Jesus begegnet. Das Christentum spielt nicht nur in der Welt der großen Köpfe und großen Heiligen, sondern erreicht jeden Einzelnen in seiner je eigenen, auch geistigen Not

...

8.5 Die erste und die letzte Versuchung Jesu

Nicht als ob Leib und Welt vom Teufel wären, aber sie dürfen uns nun einmal nicht beherrschen — das sind zwei verschiedene Dinge! Zum Weg Jesu gehört auch der Kampf gegen den Teufel, der Kampf gegen die Versuchung. Versuchungen durchziehen das Leben Jesu: Schon gleich zu Anfang fordert der Teufel Jesus dazu auf, seine Macht zu eigenen Zwecken zu benutzen, Gott herauszufordern oder gar die Herrschaft über die Welt zu erstreben. Später, als Jesus Petrus als Satan titulierte und zurückweist, vor allem aber in Gethsemane, muss Jesus mit der Versuchung kämpfen dem Leiden auszuweichen. Am Kreuz schließlich widersteht Jesus der sehr nahe liegenden Versuchung, alles hinzuwerfen und für sinnlos zu erklären, der Versuchung des Atheismus.

8.6 Wie der Teufel erfahrbar wird

Mit dem Teufel ist es manchmal wie mit einem Wrack, das vor einer Insel liegt und das nur bei extremer Ebbe sichtbar wird. Es ist da, aber nur manchmal wird es sichtbar. Vom Teufel gesprochen: Es gibt Situationen, in denen kondensiert sich die Erfahrung des Bösen auf eine personhafte Figur — nicht nur angesichts von Auschwitz und Buchenwald, auch übrigens angesichts überragender Heiligkeit, etwa bei Jesus, jedenfalls also in extremen Situationen.

Nach der rationalistischen Purgierung der Engel hängen heute wieder vermehrt Schutzengel-Bilder in den Kinderzimmern. Ist das nostalgisch-romantischer Kitsch? Nein – man kann durchaus Mt 18,10 für die Schutzengel-Vorstellung in Anspruch nehmen: »Hütet euch davor, einen von diesen Kleinen zu verachten! Denn ich sage euch: Ihre Engel im Himmel sehen stets das Angesicht meines Vaters.« Der Ton liegt an dieser Stelle allerdings darauf, dass der Engel jedes einzelnen Christen direkt vor Gott steht, also ein Angesichtengel ist. Das bedeutet: Wer diesen Christen behelligt, soll bedenken, dass dieser Christ über seinen Engel „sehr gute Verbindungen“ zu Gott hat. Über den Engel hat jeder Christ einen »kurzen Draht und einen nur kleinen Weg zu Gott. Im Falle, dass der Christ bedroht ist, wird daher Gott für ihn Partei ergreifen.

...

Die Art, in der die wissenschaftliche Theologie mit Engeln, insbesondere mit Schutzengeln, umgeht, offenbart zweifellos eine große Praxisferne. Der bekannte Kommentator des Matthäusevangeliums Ulrich Luz erklärt dazu in der ökumenischen Kommentar-Reihe: Die Schutzengel-Vorstellung wurzele »in einem vergangenen Weltbild«, und man müsse deshalb auf die konkrete Schutzengel-Vorstellung verzichten. Mt 18,10f. besage nur etwas über die besondere Nähe Gottes zu den Niedrigen und Verachteten (Evangelisch-katholischer Kommentar Bd. 1/3 32f.). Dieser sozialetischen Entsorgung der Schutzengel-Vorstellung steht u. a. die reformatorische Tradition entgegen. Martin Luther pflegte am 29. September, dem Fest des Erzengels Michael, über Schutzengel zu predigen.

S.272

Bekanntlich bereitet die Frage nach dem Wie des Weltendes vor allem deshalb große Schwierigkeiten, weil das, was man zusammenfassend so beschreibt — nämlich das Vergehen des Alten, die Wiederkunft Christi, die Auferstehung, das Gericht und die neue Schöpfung — weil alles dieses mit der bestehenden Wirklichkeit nicht zu verbinden ist. Für den, der die »normale« sichtbare Wirklichkeit für die einzig mögliche hält, wäre es tatsächlich unsinnig, auf das Eintreten der oben genannten Ereignisse zu hoffen oder sie voll Furcht zu erwarten. Doch schon das Neue Testament enthält genügend Hinweise darauf, dass die kommenden »Ereignisse« nicht einfach in Fortsetzung des Bestehenden geschehen. Vielmehr geht es recht deutlich um Ereignisse im Bereich dessen, was sonst visionäre (mystische) Erfahrung heißt. Nur wird diese Erfahrung universalisiert, auf alle Menschen ausgeweitet. Jeder Einzelne wird betroffen sein durch den visionären Charakter der Ereignisse, ferner durch die Plötzlichkeit des Ereignisses.

Der Vorgeschmack lässt den Zustand der Welt erst recht hervortreten. Der Ruf der Gottverlassenheit Jesu am Kreuz (»Wozu hast du mich verlassen?«) gibt wirklich den Zustand der Welt wieder. Mit den ersten Christen werden wir mit großem Ernst darauf verwiesen, auf die zweite Ankunft Christi zu warten. Erst dann, in der Wiederkunft des Messias, in der Auferstehung und Neuen Schöpfung klärt sich die Frage wirklich, wie Gott Leid zulassen konnte.

Wer den Blick auf die Gegenwart und die Vermittlung nicht verlieren will, kann und darf die Kirche als Raum der Theodizee nicht vergessen. Die Kirche hat Gott durch heilende, rettende, göttliche Taten zu verteidigen. Denn durch die Vollmacht der Kirche (Sünden zu vergeben, die bösen Mächte zurückzudrängen, das menschliche Zusammenleben exemplarisch und wie einen Sauerteig für die ganze Welt darzustellen, »im Ganzen und auf Dauer zu heilen«) kann Stück um Stück Gottes Herrschaft erweitert werden. Ich möchte daher die Theodizeefrage eschatologisch beantworten — also nicht nach dem Warum fragen, sondern nach dem Wozu. Und mit der paulinischen zweiten Schöpfung möchte ich argumentieren: Gott ist (unter Mithilfe der Menschen) dabei, das Böse und Lebensfeindliche zu vertreiben. Er ist schon Herr über das Böse, hat aber seine Herrschaft noch nicht universal durchgesetzt. Weil sich Gottes Herrschaft aber von Anfang an nicht als allgemein neue Menschheit manifestiert, sondern sich immer nur auf schmalem und begrenztem Weg realisiert, kann man sagen: Der Ort, an dem Übel und Verantwortung zu diskutieren sind, ist nicht die Moral, sondern die Kirche.

Die Kirche ist der Ort, an dem die messianischen Zeichenhandlungen Jesu fortgesetzt werden. Nach dem Neuen Testament übergibt Jesus deswegen den Jüngern Vollmacht. Und das Sakrament des Herrenmahles

soll gefeiert werden, »bis dass er kommt«. In der Kirche soll Menschen aufgehen, dass es im allgemeinen Zynismus einen Raum gibt, in dem zukünftiges Heil sich schon jetzt ereignet.

...

Je nach Wirklichkeitsbereich ist die Weise, in der Gott wirksam ist, ganz verschieden. Gehen wir einmal aus von dem in meiner Hermeneutik gebotenen Modell der verschiedenen Wirklichkeitsbereiche (Vier-Zimmer-Modell), dann ist das erste Zimmer der Bereich und die Zugangsweise zur Wirklichkeit, in der Naturgesetze, Kausalität und die Regeln der historischen Kritik gelten. In einem zweiten Zimmer ist das Thema die Wirklichkeit der Weisheit und es geht um das, was sich im Zusammenleben bewährt. In einem dritten Zimmer geht es um den Glanz der Schönheit und das »Glück«. In einem vierten Bereich (Gebet, Wunder, Vision, Heiliger Geist) steht konzentrierte Macht, die eher zeichenhaft vermittelt und wirksam wird, im Blick. Hier ist die Kausalitätsfrage nicht zu stellen.

Angenommen, es gäbe zum Beispiel diese vier Bereiche, dann würde Gott in ihnen auf unterschiedliche Weise wirksam:

In Zimmer 1:

Gott wirkt als der, der die Schöpfung bewirkt hat und ihre eigengesetzliche Wirkmacht erhält, aber nicht in ihr wirkt. Gottes Wirken ist die Logik der Naturgesetze. Hier gilt Kausalität. Gott hält die Schöpfung nach diesem Bereich »an einer sehr langen Leine«. Er wirkt in der Tat nicht direkt ein, aber das gilt nur für diesen Bereich.

In Zimmer II:

Im Bereich der Weisheit und Werte ist Gott in gewissem Sinne als Garant von Tun und Ergehen anzusehen. Vielleicht kann man auch sagen: In diesem Sinne stürzt Gott die Mächtigen vom Thron und sorgt dafür, dass kein Unrechtsstaat lange überlebt.

In Zimmer III:

Im Bereich des Glückes und der Schönheit wirkt Gott, indem er den Glanz verleiht und Menschen jenes Quäntchen zu ihrer allgemeinen Befindlichkeit schenkt, das man Glück nennt. Es geht hier um Glanz und Segen.

In Zimmer IV

Im Bereich von Mystik und Magie, von Wunder und Neuer Schöpfung durch Gottes Geist, ist der Zügel, mit dem Gott lenkt, gewissermaßen ganz kurz. Auch wenn die Wirkungen manchmal (wie bei Heilungen) innerweltlich spürbar sind, so ist es doch die Ursache keineswegs.

S. 280

»Das Böse« ist im Folgenden die umfassendste Bezeichnung. Leiden, Sünde, Katastrophen sind dem Bösen ein- und untergeordnet. Das Böse ist ein Ordnungsbegriff, eine Kategorie, mit deren Hilfe wir uns in der Wirklichkeit zurechtfinden. Ein wirklich hilfreicher Begriff, wie es scheint, denn so wird alles das zusammengefasst, was die Ordnung des Lebens bedroht oder zerstört. Das Böse ist der Feind allen Lebens und umgekehrt. Das bedeutet: Leben ist bedroht ein geradezu fragiler Ausnahmezustand. Wie Kulturland ist es von Wüste umgeben, die tot und bedrohlich ist. Wo so viel Tod ist, bedarf Leben des Schutzes. Dem dient die Unterscheidung gut - böse.

Wir halten fest: Nach einem wichtigen Zweig der biblischen Überlieferung von der Schöpfung der Welt ist der Sinn der Schöpfung das Stiften einer Ordnung. Alles, was diese Ordnung zerstört, ist böse. Und das Geschaffene ist »gut«, weil es von Gott geordnet ist. Das aber bedeutet: Nicht das Böse ist das zu Erklärende, es ist das Vorgegebene. Erstaunlich und nur auf Gottes Eingriff zurückzuführen ist vielmehr das Gute und die Ordnung. Die gute Schöpfung reicht so weit, wie Gottes Ordnung reicht. An verschiedenen Stellen und immer wieder kommt die naturgegebene Unordnung zum Vorschein.

An zwei Stellen ist diese Auffassung auch im Neuen Testament wahr, und hier ergeben sich direkte Zusammenhänge zur Frage nach dem Bösen: Im Vaterunser betet Jesus: Dein Wille soll getan werden, wie schon immer im Himmel, so nun auch auf Erden. Das heißt: Im Himmel ist Gottes Wille und Herrschaft schon immer durchgesetzt, nur auf Erden noch nicht ganz. Gottes guter Schöpferwille ist auf Erden noch nicht ganz durchgedrungen. Und in Offb 12 berichtet der Seher Johannes, dass Michael den Drachen schon besiegt und auf die Erde gestürzt hat. Das heißt: Im Himmel ist Gottes Herrschaft schon hergestellt und durchgesetzt. Auf Erden aber noch nicht. Alles Böse auf Erden wird jetzt eben dadurch geradezu erklärt, dass der prinzipiell schon besiegte Feind hier noch den Rest seines lebensbedrohlichen Chaos auslebt. Die Erde ist der Bereich, in dem Gottes Herrschaft noch nicht ganz durchgesetzt ist.

...

Nach Auffassung insbesondere des Neuen Testaments haben die Leiden, die dem Menschen begegnen, ihm etwas zu sagen. Sie sind, gerade weil sie nicht die Ordnung der Herrschaft Gottes darstellen und »nicht in Ordnung« sind, für den Menschen wie Wegweiser in Richtung auf Gott. Sie sind in dieser Rolle rings um den einzigen Punkt angeordnet, der im Leben eines Menschen wichtig ist: um seine Hinwendung zu Gott. Treffen sie ihn vor der Hinwendung zu Gott, dann sagen sie genauso etwas, wie wenn sie ihn nachher treffen. Die Hinwendung zu Gott aber ist der Punkt, an dem der einzelne Mensch Gottes Herrschaft (sein Reich) anerkennt. Insofern sind alle Leiden, die dem Menschen überhaupt begegnen, hingeordnet auf die Herrschaft und das Reich Gottes. Die Bibel nennt die Leiden, die den Menschen in diesem Sinne treffen, *Versuchung*. Diesen Begriff hat man oft gründlich missverstanden. Wir unternehmen es, ihn neu zu interpretieren. Diese Sichtweise ist neu; sie macht es möglich, die Frage nach dem Wozu des Bösen und des Leids direkt im Zusammenhang mit dem Zentralthema der Botschaft Jesu zu beantworten. **Denn alles Leid in dieser Welt ist nur ein Vorspiel, ein Vorspiel für das, was noch schrecklicher ist oder sein könnte, nämlich sich auf immer selbst zu verfehlen.**

In Joh 5,14 sagt Jesus, nachdem er den Lahmen geheilt hat, der 38 Jahre lang krank war, erstaunlicherweise: *»Sieh hin, du bist gesund geworden. Sündige nicht mehr, damit es dir nicht noch schlechter ergeht.«* Diese scheinbar zynische, jedenfalls aber unverständliche Rede Jesu bedeutet: Wenn er sündigt, wird es dem Geheilten noch viel schlimmer gehen als in den 38 Jahren der Krankheit. Jesus führt hier nicht die lange Krankheit auf Sünde zurück. Vielmehr macht er deutlich, dass die Folge des Sündigens noch schlimmer ist, als 38 Jahre lang gelähmt und ohne Aussicht auf Heilung dazuliegen. **Sündigen heißt hier: Gottes Lebensangebot in Jesu Person missachten, sich weigern, das Gebotene und den Geschenkten anzunehmen. Aus der Katastrophe, die noch größer ist als endloses Siechtum, wird der Mensch nicht ohne diesen einen Funken an »Selbstbeteiligung« erlöst.** Er muss wollen und aufhören, er muß das Angebot annehmen. Aus diesem Grunde fragt Jesus auch vorher (in 5,6): *»Willst du gesund werden?«* Die Ausleger haben sich über diese Frage schon immer gewundert. Bei einer so langen Krankheit ist es doch klar, dass ein Mensch gesund werden will. Bei der noch schlimmeren Krankheit, nämlich der Sünde, ist das aber leider nicht so klar. Daher ist Jesu Frage: *»Willst du gesund werden?«* schon ein Vorspiel auf die zweite, noch ernstere Hälfte der Geschichte. Denn dort gilt erst recht und vor allem: Willst du aufhören zu sündigen? Willst du von der Sucht frei werden? Oder anders: Wenn du nicht willst, kannst du nicht frei und gesund werden. Was bei der leiblichen Krankheit selbstverständliche Sehnsucht ist, sollte und müsste bei der anderen Krankheit, der Sünde, ebenso sein. Im Übrigen wird der Geheilte von der Sünde befreit, indem er sich zu Jesus bekennt und so in die Lebensgemeinschaft mit dem Menschensohn eintritt, was nichts anderes bedeutet, als nach der Regel des Himmels zu leben, von oben her neu geboren zu sein, Einheit und Friede unter den Geschwistern zu bewahren.

...

Was bedeutet das für das Thema Leiden? Auch das Leiden ist eine Unterbrechung des Gewohnten. Oft genug bedeutet es Änderung der Lebensgewohnheiten, immer aber ist es Krise, Anfrage, Aufbrechen des Selbstverständlichen. Zu Recht nimmt man meistens an, dass es keinen direkten Zusammenhang zwischen moralischen Versäumnissen (»Schuld«) und Leiden gibt. Dennoch stellt man die Zeit vor Beginn des Leids oder Leidens nahezu automatisch infrage. Erfahrung von Leiden und Hinwendung zu Gott gehören daher nicht nur im Exil des jüdischen Volkes zusammen, sondern überhaupt. Denn wer leidet, ruft nach Änderung. Der Gott der Bibel bietet die Möglichkeit zu umfassender Therapie und Änderung an. Denn

auch das irdische Leben ist nur ein Teil in dem größeren Ganzen eines unteilbaren (zeitlichen und ewigen) Lebens. Leiden ist in diesem Sinne ein Signal, sich Gott anzuvertrauen, um so den »totalen Tod« zu vermeiden. Dabei geht es also nicht um das Warum, sondern um das Wozu des Leidens.

...

Beim alttestamentlichen Hiob wird die Frage nach dem Warum und Wozu nur in Bezug auf die irdischen Leiden gestellt. Im Neuen Testament tritt für Jesus die Dimension des Todes hinzu. Die Versuchung Jesu in Gethsemane geht eben dem Tod Jesu voraus. Die Todesangst, der sichere Tod vor Augen, das ist die letzte und größte Versuchung Jesu.

Recht besehen gilt das nicht nur für Jesus. **Der Tod ist die größte Provokation für jede Aussage über einen Sinn. Dass sie den Tod — und damit die Auferstehung — in die Fragestellung der Theodizee (Verteidigung Gottes angesichts des Leides in der Welt) einbeziehen, darin liegt der Gedankenfortschritt der Judenchristen gegenüber dem Judentum. Der Tod ist immer das sinnloseste aller katastrophalen Ereignisse. Im Widerstand gegen diese Versuchung gewinnt besonders das Gebet des Sterbenden große Bedeutung. Denn in dieser äußersten Zuspitzung der Sinnfrage bedeutet es Festhalten am Sinn oder zumindest äußerstes Einfordern des Sinns, indem es an Gott gerichtet ist wie der Ruf Jesu am Kreuz: »Mein Gott, wozu hast du mich verlassen ...?«** Wie jede Versuchung, so kann auch der Tod als eine Begegnung mit Gott verstanden werden. Wir sahen bereits beim Thema »Schöpfung«, dass der Mensch im Tod Gott begegnet. Auch beim Thema Versuchung kommt dieser Aspekt vor, jedoch in ganz anderem Sinne. Im Sterben versucht Gott den Menschen, und er fragt ihn: Willst du trotz meiner überwältigenden und schier zermalmenden Macht festhalten an der Zusage meiner Liebe? Wie in einer dramatischen Liebesgeschichte kommt alles darauf an, dass im entscheidenden Augenblick der eine Partner sich ganz auf die zugesagte Liebe des anderen verlässt. Nur dann und nur so wird er gerettet. Das Gegenargument gegen diese Liebe, bereits gegen ihre schlichte Möglichkeit, ist die absolute Hoheit des Gegenübers. Sie wird zur Versuchung, an Gott zu zweifeln. Eine Versuchung, die nicht von Pappe ist, da der Tod eine absolut überwältigende Realität besitzt. Im Tod erfährt der Mensch die Herrlichkeit Gottes und den Abstand zwischen Gott und Mensch schonungslos und ohne jede Schutzwand.

Nun ist freilich Jesus der Letzte, der im Sterben von Gott verlassen ist. **Alle Christen nach Jesus dürfen den Tod als Übergang vom Exil in die Heimat auffassen, denn Jesus Christus ist schon dort. Paulus kann sagen, dass er sich darauf freut, beim Herrn zu sein. Denn wenn er stirbt, wartet dort drüben einer auf ihn, der ihn mit offenen Armen empfängt. Das gilt für alle Christen, es gibt für uns keine tödliche Unterbrechung.**

Ähnliches meinte wohl Martin Luther, wenn er »allein« den Glauben und das Vertrauen so hoch stellte: Man muss gegen allen Augenschein auf Gottes eigenste Liebe vertrauen. Denn der Tod scheint alle Lebenszusagen des lebendigen Gottes zunichte zu machen. Der Mensch kann Gottes würdig sein, wenn er sich im entscheidenden Augenblick der Sinnanfrage auf Gottes Liebeszusage verlässt. **Für den einzelnen ist also der Tod eine Versuchung, eine Probe, ob er angesichts des äußersten Grauens, Leidens und Schreckens an Gott festhält.**

Obwohl die Schöpfung Gottes »gut« ist, kann gleichwohl nur das Stabile überleben. Es ist zweifellos ein »Kampf ums Dasein«. »Wer das Angebotene verweigert, gleicht dem Suppenkasper« (O. Bayer). Glaube ist weit mehr als eine freundliche Gesinnung Gott gegen-über. Er ist das Gewinnen lebensrettender Stabilisierung. Wenn das Herz des Menschen fest geworden ist, so die Überzeugung der Bibel, dann kann er überleben.

S. 303

... wer den Schöpfer und Regenten ehrt, hat die Ordnung des Ganzen verstanden und fügt sich in sie ein. Wer sich so einfügt, betet eben nicht den römischen Kaiser an, wird nicht Räuber, Mörder, Lügner oder Vergewaltiger. Der Lobpreis Gottes, den der Seher Johannes vor Augen stellt, ist nichts weiter als ein Sich-Hineinsingen in die Ordnung Gottes.

Diese Ordnung ist verletzlich. Wer sie angreift oder zerstört, bestraft sich selbst. Denn er zerstört, was ihn und alles Leben erhält. Dass diese Ordnung nicht anonym ist, sondern einen personalen Regenten hat, ist von Vorteil für die Menschen. Denn so sind sie nicht nur ihren Fehlern ausgeliefert. Dieser Gott spricht vielmehr zu ihnen, durch die Offenbarung des Sehers Johannes und durch die Leiden in der Geschichte. Und den, der treu zu ihm steht, vermag er überschwänglich zu lieben, besonders im Leiden.

9.3.4 Leid als vorletzte Wirklichkeit

Der entscheidende Unterschied der vorgetragenen neutestamentlich-christlichen Antwort auf die Frage nach dem Wozu des Leids sowohl gegenüber der Antwort des Buches Hiob als auch zu allen Stellungnahmen von Philosophen ist hier noch einmal für sich darzustellen und zu begründen. **Dieser Unterschied liegt darin, dass für den Christen Leid und Tod nicht letzte, sondern nur vorletzte Wirklichkeiten sind. Aus diesem Grund können sie, so anstößig das klingt, relativiert werden, denn der Verlust des Selbst, des Ich, des »Ewigen Lebens«, der von den Rabbinen und im Neuen Testament so genannte »zweite Tod«, diese im Grunde identischen Größen, sind das eigentlich Bedrohliche. Im Verlust des »Ich«, wie wir es abgekürzt nennen, liegt die größere Gefahr.**

Man kann beobachten, dass die Frage der Theodizee in der Neuzeit genau von dem Punkt an zum Problem wird, an dem man an Auferstehung oder Ewigem Leben nicht mehr festhält.

...

In den Markuskapiteln 8–10 geht es immer ähnlich zu: Jesus kündigt sein Leiden an. Die Jünger aber begreifen nicht, was Jesus meint, sie reagieren nur mit Angst, fragen deswegen nicht nach und über-dies leisten sie sich groteskes Fehlverhalten. Sie streiten sich um die Rangfolge. Dann aber weist Jesus die Jünger auf das Dienen oder die Gastfreundschaft hin — in beidem drückt sich Jesu Umwertung aller Werte aus. **Bei Jesus macht der Karriere, der (be-)dient, der sich verschenkt, der sein Kreuz auf sich nimmt.** Das Leiden und die Auferstehung des Menschensohnes Jesus werden in diesen Texten direkt für die Jünger umgesetzt und angewendet. Denn **dem Leiden entspricht das Dienen und der Verzicht auf Posten, konkret: das Auf-nehmen von Kindern und gewöhnlichen Christen. Niedrigkeit, Leiden und selbstloser Dienst stehen daher im Licht der Verheißung. Das ist nicht automatisch der Fall in der Welt. Aber das ist so, weil es Gott gibt, weil er derjenige ist, der die Mächtigen vom Thron stürzt und die Niedrigen erhöht. Und genau das ist das Geheimnis des Menschensohnes**

...

Am »roten Faden« Jesu zu bleiben, unten anzufangen, durch Niedrigkeit, durch »Demut«, Dienstmüt, nach oben zu kommen, wurde abgedrängt, Demut höchstens als Geisteshaltung aufgefasst und weniger als konkretes Handeln. Das Gottesbild des Magnificat fordert von uns aber nicht eine demütig-schiefe Kopfhaltung. Gott erhöht nicht »Niedrigtuer«, sondern die Niedrigen. Denn jeder, der sich aufspielt, rührt an die Größe Gottes.

Ein einziger scharfer Blick auf die Geschichte von der Kreuzigung Jesu bis Auschwitz. von modernen Diktaturen bis zur Euthanasie zeigt, wie absolut überzeugend dieser Anspruch Gottes darauf ist, *allein Gott zu sein*. **Wo immer der Mensch sich selbst zur letzten Instanz macht, sich selbst zum Herrn des Lebens erklärt, sich selbst vergottet – da entsteht namenlose Barbarei. Der Glaube an den einen und einzigen Gott, den Schöpfer des Lebens und den Vater Jesu Christi ist daher absolut notwendig. Die absolute Herrschaft Gottes und die daraus folgende Entmythologisierung aller Menschenherrschaft ist das Geschenk des Glaubens an die Welt.**

Die Rede von der Niedrigkeit in den Evangelien hat daher den Sinn, das Gottsein Gottes zu sichern und alle menschlichen Neigungen zu Ungehorsam als praktischen Atheismus zu entlarven.

...

Jesus leidet, damit das Leiden der Menschen aufgewertet wird, damit das Ganz-Unten in endzeitlicher Perspektive nach oben geholt wird.

Langsam dämmert es uns, dass nicht nur die Zukunft im Himmelreich, sondern schon die Zukunft unseres Volkes davon abhängt, wie wir mit den Allerschwächsten umgehen.

9.7 Leiden als Nagelprobe des Glaubensbekenntnisses

Eines der größten Rätsel des Markusevangeliums ist das so genannte »Schweigegebot«. Warum verbietet Jesus immer wieder denjenigen, die erkannt haben, dass er der Sohn Gottes ist, dies auch weiterzusagen? Warum gebietet er Menschen und Dämonen Schweigen? **Man hat mit den Schweigegeboten Jesu die abenteuerlichsten Unterstellungen verknüpft. Die bekannteste stammt von William Wrede um 1901: Jesus habe Jüngern, Geheilten und Dämonen darum Schweigen geboten, weil es das Bekenntnis zu Jesus vor Ostern schlicht und einfach gar nicht gegeben habe. Der Evangelist Markus habe – geschickter Fälscher, der er sei – die in Wahrheit nachösterlichen Bekenntnisse in die Jesusüberlieferung hineingeschmuggelt – eine grandiose Vertuschungsaktion. Mit dem theologischen Trick »Man wusste zwar, aber Jesus hat es zu sagen verboten« habe Markus diese historische Scharte ausgewetzt. Markus steht mithin als genialer Geschichtsklitterer da. Und für ungefähr so genial hielt und hält man den Entdecker Wrede, der offenbar seinen Beruf als Krimi-Autor verfehlt hat. Wrede nannte das ganze »Messiasgeheimnis«. Man höre und staune: Diese Theorie ist bis heute eine der tragenden Säulen der herrschenden Ansicht, alle Bekenntnisse über Jesus seien nach-österliche Eintragungen. Wie modern doch Markus war, dass er genau die Wünsche der liberalen Jesusforscher kannte! Denn diese Wünsche waren: Jesus hat nur von Gott und seinem Reich geredet. Alles andere, insbesondere das anstößige Bekenntnis zu Jesus selbst, sei nachösterliche Erfindung der Gemeinde. Der betrügerische Retuscheur Markus habe durch die anachronistische Konstruktion in seinem Evangelium der Gemeinde ideologisch auf die Sprünge geholfen. Natürlich, so meint man, könne es nicht so gewesen sein, wie es das Evangelium berichtet.**

Das halte ich für an den Haaren herbeigezogen. Es war doch wohl anders. Jesus wie auch andere frühe Christen, zum Beispiel der Herrenbruder« Jakobus, sind aus Erfahrung misstrauisch gegenüber bloßen Lippenbekenntnissen. **Das Misstrauen gilt Bekenntnissen, denen keine Taten folgen. Jesus macht eine solche Erfahrung mit Petrus. Der formuliert zwar mit Gottes Hilfe das richtige Bekenntnis. Dennoch nennt ihn Jesus direkt danach »Satan« (Mk 8,33), weil Petrus die Bewährung im Leiden nicht nur selbst scheut, sondern auch Jesus davon abhalten möchte. Ebenso warnt Jesus in der Bergpredigt vor Leuten, die zwar »Herr, Herr« sagen und sogar Wunder vollbringen, aber Gottes Gebot nicht tun.** Dasselbe gilt auch für Dämonen nach dem Jakobusbrief. Dafür, dass auf Glaube Werke folgen müssen, führt er als negatives Beispiel die Dämonen an: *»Glaubst du einfach nur, dass der eine und einzige Gott existiert? Herzlichen Glückwunsch! Auch die Dämonen glauben das und zittern doch vor Angst«* (2,19f.). **Eigentlich handeln die Dämonen richtig; auch das Zittern wäre angemessen vor der Hoheit Gottes. Doch die Dämonen zittern nur aus Angst vor den negativen Folgen ihrer Taten und weil sie keine guten Werke tun. In diesen Texten scheint mir der Schlüssel für eine Deutung der markinischen Schweigegebote bei Jesus zu liegen.** Beginnen wir mit den Dämonen. Ihr Bekenntnis ist zwar zutreffend, aber nur ein Ablenkungsmanöver. Sie wollen mit dem Bekenntnis schnell und für sie selbst gefahrlos Frieden schließen mit ihrem mächtigen Herrn. Sie haben ihm ja die Ehre zuteil werden lassen, die ihm gebührt, und im Übrigen bleibt alles beim Alten. Sie meinen offensichtlich, mit diesem verbalen Bekenntnis dem Herrn gegenüber sei es genug; damit seien sie sicher. Konsequenzen sind nicht in Sicht. Jesus will daher das zutreffende Bekenntnis nicht weiter hören und mahnt vielmehr das allein wichtige Tun an: *»Geh raus hier«*

Genau darum geht es auch in der Bergpredigt (Mt 7): Ein Bekenntnis, nach dessen Lautwerden alles beim Alten bleibt, ist das Letzte, was Jesus wollen kann. Auch die Schweigegebote an die Jünger haben wohl eine ähnliche Funktion. Denn die Jünger haben sich noch nicht im Leiden bewährt. Am Beispiel des Petrus, das erst jetzt an Leuchtkraft gewinnt, kann der Leser im Lauf des Evangeliums verfolgen, wie nötig das Bekenntnis zum Leiden Jesu inklusive eigener Leidensbereitschaft ist. Wie eng beides zusammengehört, zeigt auch die Abfolge von Petrusbekenntnis und dem Wort von der Kreuzesnachfolge und Selbstverleugnung. Wenn Jesus daher den Jüngern nach der Verklärung gebietet, sie dürften erst nach der Auferstehung Jesu das Bekenntnis weitersagen, so hat dieses nach dem Gesagten folgenden präzisen Sinn: Erst dann wird das Bekenntnis jemand hören wollen, wenn die Jünger in Anfechtung und Leiden oder eben im Versagen demonstriert haben, was ihnen ihr Bekenntnis selbst wert ist. Das Petrus nach

seinem Versagen bereit, wird von hier aus für das Bekenntnis ganz wichtig. Von allen Jüngern wird berichtet, sie seien geflohen. Nur von Petrus wird gesagt, dass er sich — als der Hahn krächte — durch Reue besinnt. Das Bekenntnis zum Leiden und noch *mehr* das Leiden selbst überfordert die Jünger. Wenigstens die spätere reuige Einsicht gibt ihnen die Chance, gleichwohl mit einem Rest an Glaubwürdigkeit das Bekenntnis zu Jesus zu vertreten.

Die Dämonen müssen nach ihrem Bekennen ausfahren — das Bekennen selbst hat ihnen nichts geholfen. Die Jünger müssen nach ihrem Bekennen leiden, das Bekennen bliebe sonst leer. Dem Entweichen der Dämonen entspricht daher das Thema Leiden bei den Jüngern. Beides ist notwendige, durch Jesus selbst entweder erzwungene oder nahegelegte Konsequenz aus dem Bekenntnis zu ihm. Immer folgt das Entscheidende auf das Bekenntnis hin — oder eben nicht. **Das Bekenntnis »an und für sich« hat keinen eigenen Wert, so wahr es auch sein mag. Hieran wird erkennbar, wie zentral für die christliche Kirche von allem Anfang an die Glaubwürdigkeit ist. Es ist nicht nur eine Glaubwürdigkeit im Allgemeinen gefordert, sondern eine durch Leiden erwiesene und gehärtete Glaubwürdigkeit — erst der leidensbereite und für das Bekenntnis gelitten habende Bekenner hat das Recht den Mund aufzumachen. Schwätzer bleiben außen vor.**

Für uns heute übersetzt heißt das: Christentum gibt es nicht zum Nulltarif. Wer es nicht wagt, dem Strom der Zeit entgegenzuschwimmen und erhebliche Nachteile in Kauf zu nehmen, dessen Rechtgläubigkeit hilft ihm nichts. Auch heute gibt es viele Menschen, die die Richtigkeit ihres Glaubens über jeden Erweis der Liebe stellen. Die meinen, sie seien Elite, weil sie strenge Ansichten hegen, hauptsächlich über das, was andere sind und tun sollten. Ebenso ausgeprägt ist die Gefahr, die von denen ausgeht, die zwar streng denken, es aber nicht offen zu sagen wagen. Denn sie wollen Ruhe bewahren. In jedem Falle liegt das verbale Einverständnis immer unter der Schwelle des Mutes. Erst dort, wo Mut gefragt ist, beginnt es überhaupt interessant zu werden.

...

Weil Gott auch seinerseits gerecht ist, wird er jedenfalls für alles ungerechtfertigte Leiden einen Ausgleich schaffen (verteilende Gerechtigkeit). Zudem muss aber, weil Gott so radikal barmherzig und gerecht ist, jeder selbst gerecht sein. Sonst vollzieht Gott das Gericht nach der Talio (Regeln des gleichen Maßes: Nicht richten, damit man nicht gerichtet wird).

Wir können daraus eine Regel ableiten: Wenn Gott (das/der Wichtigste) im Zentrum der Anstrengung steht, regelt sich das Zweitwichtigste (Gerechtigkeit unter den Menschen) wie von selbst. Vor den letzten Wert, nämlich Gott in seiner Liebe und Vollkommenheit zu entsprechen, ist eine Reihe von zweitwichtigsten (»vorletzten) Zwischenwerten gelagert.

...

S. 326

Die Situation der Minderheit, die so gar nicht zu einer allgemeinen Humanität (etwa im Sinne von »Weltethos«) passt, wird gleich zu Anfang deutlich: »Liebt eure Feinde, tut denen Gutes, die euch hassen. Segnet, die euch verfluchen. Betet für die, die euch misshandeln.« Folgende Situation wird speziell in diesen Sätzen vorausgesetzt: Die auserwählte Gemeinde steht in der Mitte. Sie empfängt massiv Feindschaft, Hass, Verfluchung und Misshandlung. Aber sie bricht darunter nicht zusammen. Aus der geheimen Mitte ihrer Existenz, von Gott her, empfängt sie die Kraft, all das Negative und Scheußliche, das sie empfängt, umzuwandeln in das Gegenteil. Sie verwandelt die empfangene Feindschaft in Liebe, die Verfluchung in Segen. Sie hat eine unglaubliche und wunderbare verwandelnde Kraft. Eine Analogie zu Gottes »Verhalten« angesichts der Kreuzigung Jesu drängt sich unmittelbar auf: Gott beantwortet den Hass der Menschen mit Liebe, er reagiert auf Gemeinheit und Mord an seinem Sohn mit umso größerer Feindesliebe, indem er sagt: Jetzt liebe ich euch erst recht ...

... diese Rolle des gottmenschlichen Superkaisers, des Hauptes und Führers, des Friedensfürsten, diese Rolle kann nur einer wahrnehmen, der vom Himmel selbst gesandt ist. Jesus Christus steht daher gegen allen Starkult und jede Herrschervergötzung, gegen jeden Führerkult und jede nur ideologische

Versöhnung von Politik und Religion. **Den Traum von der Einheit der Menschheit und von einem wahrhaft gottmenschlichen Herrscher stellt nur er dar.**

Dienen, das war damals wie heute etwas Erniedrigendes. Dienen ist eine Schande; man kann nicht den Herrn spielen, man übernimmt Arbeiten, um die sich niemand reißt; man räumt auf. Die Schande tragen, das macht Jesus ähnlich. Denn so, wie die Welt ist, kann die Herrlichkeit Gottes nur im radikalen Kontrast zu dem bestehen, was in der Welt als Ehre und Rang gilt. Nicht wer haben will, ist der Mächtigste, sondern wer schenken kann. Nicht der, der nimmt, ist der Reichste, sondern der, der gibt. Das kann aber nur dann sinnvoll sein, wenn es kein heroisches Verlustgeschäft ist. Der letzte Platz, die Erniedrigung, die freiwillige Sklaverei — das ist ein Übergangsstadium, das Jesus nur darum von seinen Jüngern einfordert, weil zuvor feststeht, dass der Menschensohn sicher, so sicher wie auf die Nacht der Tag folgt, der Träger der Hoheit in der Zukunft ist. Wer jetzt dient, wird mit ihm erhöht werden. Zu Jesus gehören heißt: Nach oben kommen, auch wenn es den schnellen Weg zur Macht nicht gibt. Der Weg Jesu führt durch alle Täler des Dienstes; er führt aber unfehlbar nach oben.

...

Beim Menschensohn merkt man an drei Punkten etwas von seiner Zukunft: Weil er der Richter ist, hat er auch Auslegungskompetenz über die Normen, nach denen das Gericht urteilen wird, so über das Sabbatgebot. Und zweitens: Weil er der künftige Richter ist, kann er auch Sünden erlassen und vergeben, denn auch das ist richterliche Kompetenz. Nur glaubt ihm das jetzt noch keiner. Und drittens: Das Gericht vollzieht sich natürlich nach der Talio (Wer zur Unzeit richtet, wird gerichtet werden. Wer ihn bekennt, zu dem wird er sich bekennen). Aber er ist nicht nur Richter, sondern auch Anwalt für die Seinen. Und weil der Tag der Rechnungslegung das Gericht ist, wird dann auch deutlich werden, was es heißt, dass er, der Anwalt, sein ganzes Leben eingesetzt hat als shnenden Ausgleich für seine Jüngerinnen und Jünger (Mk 10,45). Fazit: Alle Aussagen über den Menschensohn werden verständlich im Rahmen seiner künftigen Richterttigkeit. Dazu gehört auch eine letzte: **Nach Mt 25,40 trifft man in jedem Geringen und Leidenden auf ihn. Nicht nur er ist unscheinbar leidend, er solidarisiert sich in wahrhaft globaler Weise mit allen, denen es ähnlich ergeht, also auch mit dem Fräulein aus unserem Mietshaus. Er sagt: In jedem »armen« Menschen trifft ihr mich. Das ist die Revolution.**

Wo die Lauheit theologisches Programm wird, ist die Kirche nicht zu retten. Ehrlichkeit im Umgang mit der Radikalität Jesu würde bedeuten: Wir verzichten auf ermigende Manipulation der Texte. **Wir stellen fest, dass diese Texte gelten und dass nur unser Herz oft nicht heiß genug brennt.** Wir betrachten dann die Texte nicht als Gesetz, sondern als Herausforderung, sich immer mehr auf Gott einzulassen.

Im Gleichnis vom unbarmherzigen Knecht setzt Gott den Sklaven, der nicht seinerseits vergeben will, für immer in den Schuldurm, denn er wird nie die Summe bezahlen können. Hätte Jesus doch geschwiegen! **Viele Ausleger winden und drehen sich deshalb und behaupten kurzerhand, der Schluss dieses Gleichnisses könne unmöglich echt sein. So wird Bibelauslegung zu einer interessegeleiteten, im Grunde lächerlichen Veranstaltung! Was nicht sein kann, darf nicht sein. Wo es einem nicht passt, weil es zu scharf wird, erklärt man die Dinge einfach für unecht.**

S. 367

...

Die Nacht steht für die ganze Zeit bis hin zum Kommen des Herrn. Die Nacht steht dem »Tag des Herrn« gegenüber. Wenn der Herr kommt, bricht das Licht seines Tages herein. Bis dahin herrscht das Dunkel der gegenwärtigen Weltzeit. Die Menschen sind geradezu blind im Dunkeln. **Sie wissen nicht, was Wirklichkeit ist und begnügen sich mit dem kreatürlichen notwendigen Schlaf, der hier als umfassender Ausdruck ihrer Schwäche aufscheint. In der philosophisch geprägten Umwelt Jesu ist der Schlaf das Bild für das normale Dahindsen der Menschen und ihre Genügsamkeit in Bezug auf Wahrheit.**

Wer es trotz Nacht auf sich nimmt wachzubleiben, tut etwas, das den meisten Menschen als widernatürlich erscheinen muss. Er »simuliert« lange vor Tagesanbruch mitten in der Nacht die Situation des Tages. Er nimmt den Tag in gewissem Sinne vorweg. Er transzendiert die ihn umgebende Nacht,

denkt nur an den Tag. Er will es nicht verpassen, wenn der Herr kommt. So gibt es wenigstens einen, der auf den Herrn wartet. Wie der Wächter aufs Morgenrot (Ps 130,6) hofft, erwartet er den Herrn, voller Sehnsucht und Liebe. Er kann und will nicht schlafen, bis er endlich da ist. Jesus beschreibt in diesem Gleichnis genau das, was man *Spiritualität* nennt: Der geistliche Mensch ist der ganz wache, ganz auf den einen Punkt, den einen Herrn konzentrierte Mensch; er ist radikal darauf bedacht, mit wachem Auge auf das zu reagieren, was Gottes Wille in der jeweiligen Situation nahe legt.

...

Jesus fordert Radikales. Nur Gott im Blick zu haben und damit die Realität und die Maßstäbe des kommenden Tages mitten in der Nacht vorwegzunehmen, wo es sich doch alle gemütlich machen wollen

...

Von daher wird erkennbar, dass die Konzeption des Wohlfühl-Gottesdienstes an der Sache vorbeigeht: ein wenig Bach (oder Sacropop), ein bisschen Lebenshilfe, die Seele baumeln lassen ... Sich wohl fühlen und räkeln, das ist aber die direkte Voraussetzung zum Schlafen. Jesus fordert von seinen Jüngern, dass sie kompromisslos wachen Verstandes sind und das Erste Gebot radikal ernst nehmen. Es ist wohl wahr, dass man dieses dann am leichtesten kann, wenn man sich einlässt auf Gottes Liebe und den Wunsch verspürt diese Liebe zu erwidern. Doch Leute, die zur Unzeit schlafen, muss man aufscheuchen. Oder mit einem Wecklied (wie in Eph 5,14) aufrütteln. Das haben die Propheten getan, das hat Johannes der Täufer gemacht. Nur in unseren Tagen ist die kritische Einrede unbeliebt. Wir hätten es gerne kuschelig, trostreich, positiv. Wir sind beleidigt, wenn es ein Bischof, ein Pfarrer wagt, uns Leuten von der Herde ein wenig konkret ins Gewissen zu reden. Wer sich gegen Weckrufe immunisiert, möchte weiterschlafen.

...

Genau darauf zielt Jesus. Freilich denkt er an ein Hinschauen im Sinn von Abgleichen: Wir sollen Gottes Wille und die jeweilige Situation miteinander abgleichen; es geht also um ein doppeltes Hinschauen. **Damit steht das Christentum in denkbarem Kontrast zum (Neo-) Buddhismus, den man eine Philosophie des Schließens der Augen nennen könnte. Dort strebt man danach, alles Irdische loszuwerden, zuletzt auch sich selbst. Das Wort Mystik kommt ursprünglich von *myein*, »die Augen schließen«. Hätte das Wort nicht einen Bedeutungswandel durchgemacht, dürfte man im Christentum nicht von Mystik sprechen. Das Christentum ist die Religion nüchterner Wachheit. Wegtauchen, Desensibilisieren ist nicht erlaubt. Dagegen sollten wir die Augen öffnen, um Gott und den Nächsten als Gegenüber wahrnehmen zu können — und so auch uns selbst zu gewinnen und eben gerade nicht loszuwerden. An diesem Punkt haben wir auch das klare Unterscheidungskriterium, das christliche Meditation von ostasiatischer Meditation unterscheidet: Das eine ist konzentrierteste Wachheit und intensivste Wahrnehmung von Wirklichkeit, das andere Entselbstung, Aufgeben des Individuums im All-Einen.**

S 375

Hat Jesus etwa gegen seine eigenen Prinzipien verstoßen? Hat er gegen die Bergpredigt gehandelt? Es gibt nämlich gewaltsame Züge im Wirken Jesus, und die Gewaltsamkeiten häufen sich anlässlich seines Kontaktes mit Jerusalem. Hier verflucht er den Feigenbaum zur Unfruchtbarkeit, hier stößt er die Tische der Wechsler im Tempel um. In Jerusalem gestattet er auch den Jüngern, dass sie insgesamt zwei Schwerter mit sich führen.

In seiner Verkündigung lässt Jesus Gewaltsamkeit erkennen, wo er mit der Feuerhölle droht, so beim Ärgernis geben (Mk 9,42-48) und für den untauglichen Sklaven (Mt 25,30), oder wo er von ewiger Strafe redet, so etwa beim unbarmherzigen Knecht, der die Gabe der Vergebung, die er empfing, nicht auch seinem Mitknecht selbst zugute kommen ließ. Um Gerichtsaussagen geht es auch, wenn Jesus den Einsturz eines Turmes oder den Mord an Volksgenossen als Vorlage für die Rede vom Gericht übernimmt (Lk 13,1–5). Allen Angeredeten wird es so ergehen, es sei denn, sie veränderten ihr Verhalten grundlegend und »kehrten um«. Nimmt Jesus den Mund nicht allzu voll, wenn er in dem — in der Echtheit schon in der frühen Überlieferung umstrittenen — Wort erklärt, er werde den Tempel zerstören (Mk 14,58; Apg 6,14; ThomasEv 71)? Schließlich spricht Jesus im Gleichnis des Thomasevangeliums (Log. 98) vom Attentäter, der den entscheidenden Stoß zuvor an der Wand seines Hauses übt. Dass sich dieser Gewalttäter vor seiner entscheidenden Tat prüft, ist ein Gleichnis für die notwendige Selbstprüfung, bevor man sich auf das Reich Gottes einlässt. Nicht besonders freundlich — für unsere Vorstellungen — geht Jesus mit Dämonen um, die er austreibt, und auch Petrus, der ihn vom Leiden abhalten will, schnauzt er regelrecht an, nennt ihn »Satan« (Mk 8,33).***

Jesu Worte wie seine Taten scheinen der eigenen Botschaft vom radikalen Pazifismus zu widerstreiten. Jesus hätte demnach die bedingungslose Liebe und Vergebungsbereitschaft, den absoluten Gewaltverzicht und die Aufforderung zum Friedensschaffen weder selbst befolgt, noch von Gott erwartet, noch auch, wie das Schwerterwort zeigt, am Ende in Weisungen für die Jünger durchhalten wollen. Das Problem liegt daher in der Widersprüchlichkeit der Jesusüberlieferungen. Um dieses Problem zu lösen, gibt es übliche und weniger übliche Methoden oder, wenn man so will, schäbigeren und ehrbareren.

Die üblichste Methode ist die schäbigeren: Man erklärt kurzerhand die Jesustraditionen, die der Bergpredigt zuwiderlaufen, für unecht. Um Argumente zu finden, bietet sich die Literarkritik willfährig an, Kann man doch Aussagen über Gericht und Hölle leicht für redaktionelle Zusätze erklären, indem man einfach vorschlägt, den Text ohne diese Verse zu lesen. Und siehe da, es klappt. Man hat auch keine besonderen Skrupel, Jesu Auftreten gegen die Händler im Tempel für eine Legende zu erklären; damit solle das rätselhaft aggressive Jesuswort *Ich werde den Tempel zerstören ...* (Mk 14,58) gewissermaßen szenisch illustriert werden. Und die Verfluchung des Feigenbaums hat man schon längst als »Legende« der frühen Gemeinde ausgemacht, durch die ein auffälliger, verdorrter Feigenbaum an einem Weg, den Jesus gegangen war, im Sinne einer Lokalsage durch Jesu Tun und seine Begegnung mit ihm »erklärt« werde. Ich erlaube mir, diese Lösungen als schäbig zu bezeichnen, weil sie doch insgesamt nur Produkte unserer eigenen modernen hermeneutischen Verlegenheiten sind.

Sie sind deshalb massiv angreifbar, weil sie von gänzlich unbewiesenen Voraussetzungen ausgehen, als da sind:

1. Man möchte, dass die Botschaft Jesu einheitlich im Sinne unserer heutigen Vorstellung von systematischer Ethik ist. Doch gleich der Einwand: Die Wahrscheinlichkeit, dass man auf diese Weise dem historischen Phänomen Jesus näher kommen könnte, ist extrem gering. Denn es gab es in der jüdischen Antike keinen einzigen widerspruchsfreien theologischen Systematiker im Sinne der »Summen« des Mittelalters oder im Sinne der Lehrentwürfe des 19. oder 20. Jahrhunderts. Es ist schon von daher ein unsinniges Unterfangen, mit dem Widerspruchsprinzip in der Hand den dichten Wald der Jesusüberlieferungen lichten oder sichten zu wollen.

Es ist gar nicht ausgemacht — es wäre vielmehr erst noch zu beweisen —, dass Jesus ein prinzipieller Pazifist war oder dass er Gewaltlosigkeit zum Grundprinzip seiner Ethik gemacht hat. Es ist also nicht nur zu fragen, ob Jesus überhaupt so etwas wie klare Prinzipien gehabt hat, mit deren Hilfe man ihn zu fassen bekommen könnte; es ist vielmehr auch zu fragen, ob es (selbst wenn die erste Frage positiv entschieden wäre) gerade *diese* Prinzipien gewesen sein müssen. Es klingt schon etwas verdächtig, wenn es ausgerechnet die Prinzipien des neuzeitlichen Pazifismus sind, die bereits Jesus fundamental bewegt haben sollen. Es hapert immer an der Begründung. Warum sollte Jesus gerade diese Leitgedanken zum Hauptprinzip gemacht haben? Findet sich in der Jesusüberlieferung auch nur ein Hauch der Idee von »Gewaltlosigkeit um ihrer selbst willen«? Was sollen dann all die Aussagen über Gottes Reich, wenn es im Kern nur um das Prinzip einer pazifistischen Autorität geht? Wäre Religion samt der Rede von Gott dann nicht nur überflüssiger Überbau? Ähneln ein solcher Entwurf nicht allzusehr einer häufig anzutreffenden Praxis von Diakonie im Rahmen der Volkskirche, bei der es den Anschein hat, als sei Religion bestenfalls ideologischer Überbau zur Motivierung einfältiger Mitarbeiter?

Ergebnis: Es ist aus methodischen Gründen unmöglich, die »gewaltbereiten« Aussagen und Handlungen Jesu aus der Jesusüberlieferung auszuschneiden. Wenn man überhaupt einen inneren inhaltlichen Ausgleich mit den übrigen Jesusüberlieferungen sucht, dann sollte man dieses nicht zu unseren Bedingungen, sondern zu den antik-palästinischen des Neuen Testaments tun. Dann werden freilich, und das ist ein Nachteil dieser Betrachtungsweise, die Aussagen der Evangelien für uns zunächst einmal *fremd*. Denn wir müssen und können sie nicht auf der Basis unserer Vorstellungen von Moral rechtfertigen oder abweisen. Wir können sie vielmehr ausschließlich auf dem Wege der Rekonstruktion zu verstehen versuchen. Was dann »übrig« bleibt, werden wir erst am Ende unseres Weges wissen. Wir rechnen damit, dass es sich um kritische Korrekturen gegenüber gängigen Meinungen handeln könnte, und auch Eugen Drewermann werden wir nicht unbedingt zustimmen können. Die Logik der damaligen Texte ist nicht unsere. Daher sind unsere Maßstäbe der Sachkritik von den Texten fernzuhalten. Andererseits ist das, was wir heute verkündigen, so zu sagen, dass es heute verstanden wird und seinen Zweck erreichen kann. Zwischen Exegese und Applikation (Anwendung) gibt es daher aus meiner Sicht nicht nur elementare Unterschiede und eine große Entfernung, sondern es besteht zu-dem auch die Möglichkeit, dass gerade deswegen die »Anwendung« kritische Anregungen aus der Exegese aufnimmt. Und es ist die Aufgabe des Exegeten, den

jeweils in einer Zeit zu kurz gekommenen Seiten der Schrift wieder Geltung zu verschaffen, um den Monolog, der zur reinen Bestätigung zu werden pflegt, zu vermeiden.

...

Wer dagegen im Gebetshaus Handel und Geldverdienen betreibt, der hat seinen Zweck umgedreht. Denn wie Jesus am Scherflein der Witwe deutlich machen wird (Mk 12,41—44): In diesem Haus sollen Menschen geben und schenken, nicht aber raffen und handeln. So ist bei den Synoptikern Jesu Handeln in seine Reichtumskritik einzubeziehen. Zugleich wird erkennbar, wo Jesu Reichtumskritik ihr theologisches Zentrum hat, nämlich beim Ersten Gebot. Wer Gott ehrt, kann nicht auf Geldverdienen um jeden Preis aus sein.

....

Ähnlich führt sich Jesus übrigens auch nach Mk 11,2 als Eigentümer von Dingen auf, die ihm nicht gehören. Er fordert zwei seiner Jünger zum Diebstahl, vorsichtig gesagt: zur Enteignung auf. Denn sie sollen zwei angebundene Esel losbinden und ihm für seinen Einzug nach Jerusalem zuführen. An bürgerlichen Maßstäben gemessen ist dieses zwar keine Gewaltaktion, aber doch eindeutig Aufforderung zum Diebstahl. Daher entsteht die Frage: Wie kann Jesus sich so selbstverständlich über Regeln hinwegsetzen, die nach den Zehn Geboten doch für alle anderen Menschen zu gelten haben. Die Antwort kann nur darin liegen: Als Sohn und Repräsentant des Schöpfers übt Jesus nichts anderes als Besitzerrechte in Hinsicht auf beliebige Stücke seiner Schöpfung aus.

Das aber bedeutet: Jesu Gewalt gegen den unschuldigen (1) Feigenbaum hat wiederum die Funktion einer Zeichenhandlung. Auf extreme, nahezu arrogante Weise demonstriert er, dass er der Herr ist. Und sein Besitzrecht dokumentiert er evident dadurch, dass er mit seiner Schöpfungsvollmacht den Feigenbaum leichthin zum dürren Skelett machen kann. Jesus ist mithin nicht nur oder nicht primär Repräsentant des »lieben Vaters«, sondern zuerst Gesandter des Schöpfers. Und das bedeutet: Der Schöpfer hat unbegrenzte und vor niemandem zu rechtfertigende Verfügungsgewalt über seine Kreaturen. Ähnlich auch bei der Geschichte mit den zwei Eseln.

Der Fortgang des Textes (Mk 11,20-26) zeigt: Die Jüngerinnen und Jünger Jesu können sogar Anteil gewinnen an dieser Vollmacht. **Denn wer »nicht zweifelt, sondern glaubt« (11,23) oder wer »glaubt, dass er empfangen hat, worum er bittet« (11,24) oder wer vor dem Gebet dem Nächsten »vergibt« (11,25), dessen Worte haben denselben staunenswerten Erfolg wie die Worte Jesu.** Was Jesus mit seinen Flüchen bewirkt, können Jüngerinnen und Jünger unter bestimmten Bedingungen auch erreichen.

Dabei steht »Glauben« für das Einssein mit Gott; es ersetzt gewissermaßen die Sohnesqualifikation Jesu. Und nach dem Zwischenstück über den Tempel (11,15-19) werden ab jetzt auch Heiden diese Vollmacht des Gebetes erlangen können. Die Heiligkeit des Vorhofs der Heiden zeigt dieses symbolisch an. Wie die Vernichtung des Tempels, so weist auch die »Reinigung« des Vorhofes der Heiden als Symbol auf die neue Epoche im Ganzen hin. Nicht zufällig wird dann ab Mk 11,27f. die Frage der Vollmacht Jesu diskutiert. Die Verfluchung des Feigenbaums lässt daher dringlich die Frage nach der Vollmacht Jesu entstehen. Ist es wirklich die Schöpfervollmacht Gottes, die sich hier äußert?

Aber ist diese Geschichte nicht unsinnig? Sollte man als Exeget nicht wenigstens versuchen, die Erzählung für unecht zu erklären, um ihre unüberwindliche Anstößigkeit zu beseitigen? Man hat dies immer wieder getan, wie die Forschungsgeschichte zeigt. Doch scheint mir dies nicht die Aufgabe der Exegese zu sein. Im Gegenteil. Der Exeget sollte die Sperrigkeit des sperrigen Textes verteidigen und dem »Hinbiegen« einen Riegel vorschieben. Der Sinn der Erzählung von Jesu Gewaltanwendung gegenüber dem Feigenbaum scheint mir der zu sein: Gottes Macht ist zunächst einmal schrecklich und gebietet Ehrfurcht. Erst wenn man eine Ahnung von Gottes Majestät und von seiner Verfügungsgewalt erhalten hat, kann man auch seine gnadenvolle und heilsame Zuwendung in den Heilungswunden würdigen. Nur wenn Gott der Herr ist, kann man auch begreifen, dass seine Zuwendung ein Wunder über alle Wunder ist.

Auch die Gerichtsaussagen Jesu sind oft von brutaler Härte. Da soll jemand mit einem Mühlstein um den Hals im Meer versenkt werden (Mk 9,42) oder in das unauslöschliche Feuer der Hölle kommen (Mk 9,43), wo der Wurm nicht stirbt und das Feuer nicht erlischt (Mk 9,48). Wer keine Barmherzigkeit übt, ist verflucht für ewiges Feuer, das dem Teufel und seinen Engeln bereitet ist (Mt 25,41), oder er kommt in ewige Bestrafung (Mt 25,46). Wer sich mit dem Bruder nicht versöhnt, wird ins Gefängnis geworfen und wird dort bleiben, bis er den letzten Pfennig seiner Schuld bezahlt hat (Mt 5,25). Wer sich nicht rechtzeitig von verführbaren Körpergliedern trennt, wird mit dem ganzen Leib in die Hölle geworfen (Mt 5,29). Nach Mt 18,34 wird der unbarmherzige Knecht den Peinigern übergeben, bis er all seine Schuld bezahlen kann — was er nie können wird. Der unbrauchbare, nicht investitionsfreundliche Knecht wird dorthin geworfen, wo Heulen und Zähneklappern ist, nämlich in die »Finsternis draußen« (Mt 25,30).

...

Die Gerichtsworte sollen nicht etwas über die Willkür und Grausamkeit Gottes oder entsprechende Rachefantasien Jesu sagen. Sie schildern vielmehr nur, wie es ist, wenn Menschen sich selbst verfehlen, wenn sie weiter wie bisher die Sorge um ihre Psyche oder ihr Selbst schludern lassen. Der Mensch kann sich leicht verfehlen.

An die Hölle muss man nicht erst glauben. Ein Blick auf unglückliche oder verunglückte Menschen macht jede Schilderung von Feuerqualen überflüssig. Jesus ist wie ein Arzt, der die Menschen auf ihren Zustand aufmerksam macht. Die Bibel schildert Strafen nach dem Endgericht deshalb, damit sie nicht kommen oder eintreffen. Nicht Jesus ist brutal, sondern er weist darauf hin, dass der Tod viele Gesichter hat oder haben könnte, wenn der Mensch sich selbst verfehlt. Positiv ausgedrückt: **Um sich selbst zu gewinnen, sollte man lernen, in selbstloser Liebe oder selbstloser Begeisterung von sich selbst abzusehen. Dann kann man sich finden (Mk 8,35).** Die biblischen Strafen werden deshalb als »ewig« geschildert, um dem gegenwärtigen Augenblick nichts von seiner Bedeutung und von seine unersetzlichen Wert zu nehmen. **Wer die Folgen der Taten relativiert, macht die Gegenwart wertlos und verführt nur zum Vertagen notwendiger Änderungen oder Entscheidungen.** Daher liegt der Ton nicht auf dem Ausmalen schrecklicher Strafen in der Zukunft, sondern immer auf dem Drängen, das Notwendige jetzt zu ändern und nicht später.

...

Nein, ich bringe Ärger und Streit. Ab jetzt wird sich eine fünfköpfige Familie so zerstreiten, dass drei gegen zwei stehen und zwei gegen drei. Der Vater wird sich mit dem Sohn zerstreiten, die Mutter mit der Tochter und Schwiegermutter mit der Schwiegertochter« (Lk 12,52f.). Streit und Ärger sind deshalb notwendig, weil radikale Parteinahme auch familiäre Bindungen sprengt. Jesus sieht offenbar in der jeweiligen Familientradition die Hauptursache für Filz und Stagnation, dafür, dass sich immer wieder überhaupt nichts ändert. Jesus kann hier sogar vom notwendigen Hass sprechen: *»Wer sich mir anschließt und mein Jünger sein will, der muss das Band zwischen sich und Vater, Mutter, Frau und Kindern, Brüdern und Schwestern zerschneiden, sie gleichsam hassen. Er muss auch sich selbst, sein eigenes irdisches Leben hassen.«*

Wo liegt hier die Logik? Wie soll Friede entstehen, wo Unfrieden gesät wird? Jesus hat mit unbestechlichem Blick erkannt, dass sich so positive Dinge wie innige Beziehungen, wie Blutsverwandtschaft und Geschäftsfreundschaft auch eine negative Dynamik entwickeln können, wenn sie nämlich das notwendige Tun des von der Wahrheit Gebotenen in der Watte des Klüngels ersticken.

Nehmen wir einen anderen Punkt - den *Umgang mit der Rache*. Wir haben sie aus dem Repertoire zivilen Umgangs ausgeschieden, vermuten sie noch in Sizilien oder Albanien, aber bitte nicht in der Bibel! Nun ist in der Bibel von grundsätzlichem Gewaltverzicht wenig auszumachen; bestenfalls lässt sie für Gott ein Gewaltmonopol gelten. Es ist eine Illusion zu meinen, das Evangelium des Neuen Testaments wäre ein Evangelium des Gewaltverzichts. Es geht nur darum, dass die Rache auf Gott allein geschoben wird. **»Mein ist die Rache«, spricht der Herr, und das ist nicht nur im Alten Testament gesagt, sondern es steht auch in Röm 12,19, bei Paulus, der gerade in diesem Zusammenhang auch davon redet, dass man das Gute nicht mit Bösem und das Böse nicht mit Bösem heimzahlen soll, dass man sich also als Mensch nicht rächen soll: »Mein ist die Rache, spricht der Herr.« Das ist die Begründung. Der Racheverzicht in der Bergpredigt kann und muss ganz genauso begründet**

werden. Es wird also im Christentum dem Menschen nicht zugemutet, überhaupt und generell und unter allen Umständen auf Rache zu verzichten, sondern der Christ muss die Rache auf Gott schieben im Sinne einer Delegation seiner Sorgen: »Werft eure Sorge auf den Herrn.«

An dieser Stelle wird es vielleicht besonders deutlich, was wir im Zuge einer allgemeinen Psychologisierung aus dem Christentum gemacht haben. Wir konstruieren daraus ein Tabu jeglicher Gewaltanwendung, was, nebenbei bemerkt, die psychologische Folge hat, dass Rachegefühle christlich ortlos werden und sich wild manifestieren, denn sie sind ja da und können nicht völlig unterdrückt werden. Für uns sind Vorstellungen, dass Gott Gewalt üben könnte, dass Gott ein Gericht üben könnte, so schrecklich, dass man als Theologe größten Zulauf hat, wenn man sagt: »Diese Stellen sind nicht echt oder spätere Interpolationen oder eben keine echten Jesusworte.« Das betrifft alle Gerichtsvorstellungen. Dabei ist jedoch weder in Röm 12 noch bei den zahlreichen Gerichtsschilderungen Jesu eine Aufforderung gegeben, sich das Gericht in Rachefantasien auszumalen; darum geht es gerade nicht. Aber wir sollen Gott die Sache überlassen. Vor Gott dürfen wir auch sagen, wie schwer es ist, die Feinde zu lieben (und hier nicht in gewöhnlicher Heuchelei verharren).

Aber die *Feindesliebe* wird man doch wenigstens als Proprium christlicher Humanität herüberretten können? Das Gebot der Feindesliebe in der Bergpredigt gilt, und zwar in dem Sinne, dass man sogar den Feinden Gutes tun soll. Das griechische Wort *agapan, lieben*, ist immer im Sinne eines ganz konkreten Verhaltens gemeint. Dem rechtsradikalen Rentner mit Hund eine Etage tiefer einen Blumenstrauß vor die Tür legen - das heißt Feindesliebe. Wir müssen ihn nicht von Herzen umarmen. Dazu fordert das Neue Testament nicht auf. Feindesliebe widerspricht nicht dem, dass wir die Sorgen, die wir haben, und all das unvergoltene, unabgegoltene Unrecht in Gottes Händen gut aufgehoben wissen. Für viele Menschen, die Opfer der Geschichte sind, ist ja eben dieses das große Problem. Was wird mit all dem unabgegoltenen Unrecht, mit all den zerstörten Lebensläufen? Gibt es nur immer wieder die triumphierenden Sieger und was wird aus den Opfern? Das sind Fragen, die nicht nur von rechts kommen, sondern genauso auch von allen Menschen, die wirklich gelitten haben. Und hier denke ich, sind die alttestamentlichen Psalmen, die ja zum Teil sehr böse über die Gegner reden, hier sind sie im Sinne der Bibel psychologisch weise. Es gibt bei katholischen Theologen seit Jahren Untersuchungen über die »Betbarkeit« des Breviers, weil in diesem Gebetbuch die Psalmen im Mittelpunkt stehen und wenigstens in einem Drittel dieser Psalmen hässliche Aussagen über die Feinde vorkommen. Ich halte nach wie vor derartige Untersuchungen für verfehlt, weil wir Menschen diese Gefühle ja in uns haben und weil wir, wenn wir Psalmen beten, diese Gefühle auch zur Sprache bringen, äußern dürfen und sie auf Gott übertragen können. Das, finde ich, ist der eigentliche Fortschritt dabei, dass die Wut, die wir über andere Leute haben, einen Adressaten findet, einen absoluten Anwalt von Gerechtigkeit - und eben nicht, dass Rache nicht sein darf und für tabu erklärt wird. Welche Befreiung, darüber mit jemandem reden zu dürfen, bei dem man weiß, alles ist gut aufgehoben ...

S. 421

Doch wenn man ihn gegen das Historische ausspielt und den Bericht zur Legende macht, die unter gar keinen Umständen historisch zu nehmen sei, dann hört meine Begeisterung für das Erwachen der vier Schriftsinne auf. Unter allen Umständen ist zunächst und zuerst der *Literalsinn* gegen jede Verflüchtigung zu bewahren. Und das nicht zuletzt deshalb, weil hier nicht von märchenhaften himmlischen Backöfen die Rede ist, in denen Engel die Brote gebacken hätten. **Die Speisungsberichte sind zunächst einmal leibhaftig zu nehmen, denn sie verstehen sich als eine schockierende, überwältigende Begegnung mit Gott. Jedes moralische Hinbiegen (was wird dann mit den zwölf Körben mit Resten?) oder legendarisches Verflüchtigen (die Geschichte lehre »eigentlich« nur, dass Jesus die Güte Gottes predige) verkürzt und verkleinert die Geschichte. Wenn es um die Begegnung mit Gott geht, haben Ausleger nichts zurechtzulegen, um die Geschichte irgendwie zu erklären und für den Verstand fassbarer zu machen. Nicht die Geschichten sollten wir kleiner machen, sondern uns selbst vor den Berichten, und das nennt man Demut.** Das bedeutet nicht, dass wir den Verstand an der Kirchentüre abgeben müssten. Nein, wir sollen ihn schon mit hineinbringen in die Kirche und dort seine Grenzen erkennen. Schon eine »große Liebe« zwischen Menschen ist unfasslich, wie dann erst, wenn wir Gott begegnen. Wer diese Geschichten aufs Erträgliche hin reduziert, treibt ihnen den Bezug auf Gott aus. Übrig bleiben leere und letztlich uninteressante Hülsen. In den Speisungsgeschichten begegnet uns der unfassbare große Gott. **Es bleibt nur das Staunen, und für Menschen, die sich an dieser Stelle über Mirakel lustig machen, ist diese Welt nicht geschaffen.**

Allein wegen der Entsprechung zu 2 Kön 4 sind nun die Speisungsgeschichten Jesu nicht etwa unhistorisch, »abgekupfert« oder reine Legende. Welcher Logik entspricht es, dass eine Wiederholung deshalb nicht sein kann, weil sie eine Wiederholung ist? Offenbarung ist nicht immer das Brandneue, sondern sie wiederholt sich mit Steigerungen. Und Wunder dieser Art sind Konfrontation und Begegnung mit der unbegreiflichen Macht Gottes selbst. **Natürlich hat die Exegese rührende Versuche unternommen, diese Unbegreiflichkeit zu ermäßigen, um sie nicht als totale Überforderung an den menschlichen Verstand aufrechterhalten zu müssen.** In einem falschen Eifer für die Harmonisierung von Glaube und Naturgesetzen versuchte man also diese Geschichten moralisch zu deuten. So wird erklärt, die Jünger hätten in einem Akt von Altruismus ihr Hasenbrot unter die Menge verteilt. Und dann entfaltet man wortreich, in dieser Geschichte gehe es überhaupt ums Teilen; in ihr sei eine Art Imperativ enthalten, der in Richtung sozialer Gerechtigkeit des Teilens zu verstehen sei. Nun ist nichts, wirklich gar nichts gegen Teilen und soziale Gerechtigkeit zu sagen. Aber diese hochgradig wünschenswerten Verhaltensweisen gerade in dieser Geschichte unterzubringen erscheint mir absurd. Das hätten selbst biblische Orientalen schneller sagen können und weniger gewunden. Eine derartige moralisierende Auslegung fast aller Wundergeschichten beherrscht freilich die Handbücher zum Religionsunterricht im gesamten deutschen Sprachraum, in denen alles sein darf, bloß kein wirkliches Wunder. Das lässt der herrschende rationalistische Horizont und sein kleinkariertes Kanon der Vor-Urteile nicht zu.

Niemand bestreitet die symbolischen Aspekte der Wundergeschichten. Speisung steht für Empfangen des Wortes Gottes, Blindenheilung bedeutet Öffnung der Augen des Herzens für die Wirklichkeit Jesu, Aufrichtung Kranker steht für den Beginn neuen, ewigen Lebens. Aber diese zweite, zeichenhafte Ebene setzt immer die erste Ebene, das reale Zeichen voraus. In gewisser Hinsicht ist jedes Tun Jesu Zeichenhandlung, Andeutung eines umfassenden, größeren Geschehens. Aber es sind keine leeren Zeichen. Das biblisch-jüdische Denken kennt keine leeren, leiblosen und rein didaktisch-abstrakten Zeichen. Es gibt dort keine Trennung von Leib und Seele, keine legitime Trennung von leibhafter Speisung und dem Annehmen des Wortes Gottes im intensiven Hören. Der Gedanke, es gebe eine Entleerung der Realität zugunsten der alleinigen Wirklichkeit des Geistigen, ist gerade einmal 500 Jahre alt; er äußert sich zuerst im calvinistischen Verständnis des Abendmahls, nachdem zuvor die Philosophie zum Nominalismus abgestiegen war, zur Vermutung nämlich, Begriffe könnten nur Namen sein, denen in der Wirklichkeit nichts entspricht.

Bei der »Vergeistigung« der Wundergeschichten in der Praxis der Handbücher zum Religionsunterricht sind zwei Tendenzen bestimmend: eine traditionelle Geringschätzung des Leiblichen (ein neuplatonisches »nicht so wichtig«) und die Feigheit, zum Ärgernis zu stehen (»nicht zumutbar«, »lehnen die Leute ab«). Beide Linien finden sich genauso auch in zwei anderen Fällen, wo man dieselbe Umdeutung versucht: bei der Eucharistie und bei der Auferstehung der Toten. Auch hier wird der Gehalt der Aussagen rein symbolisch gefasst. Die Folge ist eine nicht wieder gutzumachende Entfernung Gottes von der Welt, eine Art Neo-Deismus. Der Deismus suchte Gott bekanntlich dadurch zu retten, dass er ihn weit in den Himmel verbannte. Ein solcher Gott mischt sich bestimmt nicht ein und ist auch zur Verwandlung der Welt oder des Menschen nicht mehr fähig. Er ist einfach nicht da. Auch die zweite Tendenz arbeitet mit dem selben Trick: Die »sozialethische« Auslegung nimmt den Hunger der Menschen ernst, leugnet aber gleichfalls Gottes Eingreifen in die materiell-leibliche Sphäre und konzentriert die Wirklichkeit der Religion auf soziales Handeln. Eucharistie wird dann vornehmlich zum Gemeinschaftsereignis.

Im Hintergrund dieser geläufigen Fehldeutung steht nicht nur ein merkwürdig blutleeres Verhältnis von Gott und Welt, sondern auch ein besonderes Kirchenverständnis. Denn wer Wunder a priori nur moralisch und/oder sozialethisch qualifiziert, wird auch die Wirklichkeit der Kirche nur nach denselben Maßstäben beurteilen. Beim Wunder wird nur das Symbolische angenommen und die leibhaftige Dimension geleugnet, bei der Kirche kommt es nurmehr auf die Meinung über sie an, wozu sie wie gut ist und was sie bewirkt, nicht aber, dass sie ein geheimnisvolles Ereignis ist, zu dem man leibhaftig hingehen sollte, um verwandelt zu werden. Vornehme »Vergeistigung« kaschiert, dass sich nichts tut außer Wortgeklingel. Beide Arten von Verkopfung sind nicht biblisch und grundsätzlich zu beklagen.

Es ist ja richtig, dass man Menschen mit knurrendem Magen kein Evangelium verkünden kann. Und es ist ebensowenig angebracht, jeweils auf ein Wunder zu warten und nichts zu tun. Weder das eine noch das andere wollen die neutestamentlichen Berichte lehren. Wer so die Bibel liest, als enthielte sie nur

gute Worte und Anweisungen für alltägliche Seelsorge, wird enttäuscht sein. Die Wundergeschichten sind eben nicht zu 100 Prozent umzusetzen oder zu aktualisieren. Sie bleiben stehen als erratische Blöcke und weisen nach vorne ins kommende Heil. Sie sind Zeichenhandlungen, die als Teil der Verkündigung Jesu immer Einblick in das ganze Vorhaben Gottes geben, aber eben nur als Teil. Zeichenhandlungen sind die Vertreibung der Händler aus dem Tempel, das Abendmahl, die Sendung der Jünger vor Ostern und eben die Heilungen und Sättigungswunder. Jesus hat nicht alle Menschen heilen können. Aber er hat an konkreten Orten und unter konkreten Menschen Gottes eigenste Taten gewirkt, weil er Gottes Sohn ist und Gottes Programm anfanghaft einpflanzt in die menschliche Geschichte. **So passen die Wunder auch in Jesu Botschaft vom Kommen Gottes. Und jeder, der glaubt, sie nur noch als sinnreiche Märchen verkaufen zu können oder meint, sie in pittoreske Trägerelemente für Allerweltsweisheiten und moralische Sentenzen ummünzen zu müssen, zieht auf eigene Rechnung etwas von Gottes eigenster Hoheit ab. Die Wunder sind reale Verheißung. Sie sind real, weil Gottes Wort Wirklichkeit schafft. Und sie sind Verheißung, weil sie hinweisen, dass Gottes Herrschaft einst für alle greifbar und sichtbar sein wird. Der Leib und sein Ergehen ist dabei nicht unwesentlich, sondern an ihm vollzieht sich die Vollendung.**

Darum möchte ich festhalten: Die konsequente Bestreitung der neutestamentlichen Wunder ist nur eine Variante der Meinung, Gott könne überhaupt in dieser Welt nichts bewirken. Dieser Dogmatismus ist durch nichts zu begründen. Wer ihn vertritt, hat die Beweislast. Denn woher wissen wir, dass mit dem gedanklichen Schema von Ursache und Wirkung jede nur denkbare Realität erklärt wird? Schon der heilige Augustinus hat gewusst: Wunder widersprechen nicht der Natur, sondern nur dem, was wir von der Natur kennen.

Betrachten wir die Dinge noch einmal am konkreten Text: Die Heilung des Blindgeborenen in Joh 9 steht in besonderer Spannung zwischen der leiblich-realen und der symbolischen Deutung von Blindheit. Das Wunder, die Heilung eines Blinden, akzeptieren die Juden, aber die geistige Erleuchtung, nämlich Jesus als das Licht anzuerkennen und zu bekennen, diese religiöse Erleuchtung weisen sie ab. Damit passiert hier das Gegenteil von dem, was heute die Rezeption des Textes schwierig macht. Denn die symbolische Deutung begreift man, aber nicht die reale.

Joh 9 steht in der Spannung zwischen zwei Jesajatexten: Einerseits erfüllt Jesus die Prophetien, nach denen der Bote Gottes die Blinden sehend macht (Ges 35,5) - andererseits tritt er auf, um diejenigen, die meinen, schon gut genug zu sehen, mit Blindheit zu strafen, damit sie immer weiter umherirren (Ges 6,9f.). Wunder und Verstockung werden ineins gesehen wie zwei entgegengesetzte Aktionen, freilich auf verschiedenen Ebenen der einen Wirklichkeit. Die theologische Auslegung von Joh 9 sieht die Heilung dessen, der von Geburt an (!)blind war, als Erweis der Schöpfermacht Jesu; denn der Blinde musste ja nicht von einer Krankheit geheilt, sondern neu geschaffen werden. **Joh 9 besagt: Jesus hat die Blinden sehend gemacht und Sehende, vermeintlich klar sehende, blind gemacht. Er hat den physischen Mangel beseitigt, aber die hochmütige Saturiertheit seiner Gegner bestraft. Die körperliche Heilung war gewissermaßen leicht, denn die physische Bedürftigkeit macht auch geistlich offen. Danach wendet sich Jesus nicht gegen Reiche und Gesunde, sondern gegen die mangelnde Aufnahmefähigkeit derer, die meinen, schon alles zu wissen. Wer auf diese Weise blind ist, dem kann der Herr nicht helfen. Er verstockt ihn, führt ihn erst recht hinein in seine Finsternis. Wer Jesus nicht wahrnehmen kann, der fällt schon im Auftreten Jesu dem Gericht zum Opfer. Der Adressat der Erzählung in Joh 9 ist daher am Ende nicht der Blindgeborene, sondern sind die religiös Eingebildeten.** Jesus erklärt: Die physische Blindheit hat mit Sünde nichts zu tun. Physische Defekte sind nur in Ausnahmefällen Folge der Sünde, hier schon gar nicht. Aber geistige Blindheit, nämlich Jesus nicht sehen und haben wollen, das ist die größte Sünde; alles Versagen der Vergangenheit zählt nicht, wenn Menschen das ausschlagen, was ihre Zukunft bedeuten könnte. So lässt sich Joh 9 in diesem Satz zusammenfassen: Besser blind und ohne Sünde, als sehen und nicht an Jesus glauben.

In Joh 9,39 fasst Jesus seine Mission schonungslos zusammen: *»Zum Gericht bin ich in die Welt gekommen, damit die Blinden sehen können und die (vermeintlich) Sehenden immer noch blinder werden.«* Derartige Verstockungsaussagen im Anschluss an Jes 6,9 kennen die Evangelien auch sonst (Mk 4,12; 8,18). Sie gelten heute als inhuman, und schnell ist man dabei, solche Stellen dem historischen Jesus abzusprechen. Man sähe gerne nur den endlos therapeutischen Jesus. nicht den, der die Selbstgefälligen in ihrer Blindheit am Ende straucheln lässt. Doch derartige harte Züge sind nicht ideologisch eliminierbar - und sie haben immer extremen Appellcharakter. Der Leser soll das zur Kenntnis nehmen, damit er nicht zu den Pharisäern gehört. Achtet darauf, dass eure geistliche Saturiertheit nicht dazu führt, dass ihr immer tiefer in eure Blindheit hineingeratet! **Kein begütigender Kommentar folgt an dieser Stelle, wie den**

Verblendeten vielleicht doch noch geholfen werden kann. Nein, wer diese Geschichte liest, weiß von selbst, was die Stunde geschlagen hat und was er zu tun hat: sich von Jesus heilen zu lassen. Bernhard von Clairvaux kennzeichnet diese Gruppe so (14. Predigt, § 2): Es sind Menschen, die meinen, dank ihrer Verdienste das Licht der Gerechtigkeit in sich zu haben, sie sind von Stolz aufgebläht und ihre besondere Krankheit hindert sie, den Arzt aufzusuchen, der sie hätte heilen können. Nichts ist schlimmer als diese Art von Illusionen über sich; Bernhard zeigt, dass es sich um ein praktisches Problem der Rechtfertigung handelt.

...

Die Wunder, die Jesus gewirkt hat, sind nicht »nur« symbolisch, sondern sie sind wie die Spitze eines Eisbergs und weisen als leibliche Äußerungen auf eine größere Ganzheit. In der leiblichen Heilung oder Speisung wird etwas sichtbar von dem, was viel umfassender ist und weit in den Bereich des Unsichtbaren hineinreicht. Die Leiblichkeit des Wunders ist ein unabdingbarer Vorposten. Und jedes Zeichen hat Anteil an der Wirklichkeit, die es abbildet. Diese Wirklichkeit aber ist unteilbar: Wer bei der Begegnung mit Gott leiblich geheilt wird, ist in Wahrheit umfassend geheilt, auch eben leiblich. Das Wichtigere ist unsichtbar, aber ganz organisch verbunden mit dem Sichtbaren, so wie die Spitze des Eisbergs mit dem an der Oberfläche unsichtbaren größeren Rest. Die Wunder sind nicht literarische Fiktionen, sondern realsymbolisch, nämlich real und auf das größere Ganzeweisend.

...

Haben wir nicht mit allen Mitteln versucht, Jesus menschlicher zu zeichnen? Haben nicht biblische Soziologie und auch interreligiöser Vergleich dazu viel beigetragen? Albert Schweitzers medizinische Doktorarbeit war ein psychiatrisches Gutachten über Jesus, ob er denn verrückt gewesen sei (mit verneinendem Ergebnis). Schon in solchen Fragen liegt offenkundig die Gefahr aller Vermenschlichung Jesu, wenn sie nicht klare Grenzpflocke einschlägt. Die Erforschung des historischen Jesus ist oft genug dieser reduktionistischen Gefahr erlegen, indem sie sich selbst und anderen suggeriert hat, so sei es eben gewesen oder so ähnlich hätte »es« sein können. Das Ergebnis dieser Jesus-war-im-Grunde-nichts-anderes-als-Literatur (und dazu gehören etwa 90 Prozent der in den letzten 20 Jahren erschienenen Jesusbücher) war denn auch immer genauso, wie es in Mk 6 geschildert wird: Wir »kennen« doch Jesus als bäuerlichen Revolutionär, als halben Zeloten, als humanitären, pazifistischen Juden. Man geht von vorhandenen Vergleichsgrößen aus und versucht Jesus zu »fassen«, jeweils unter der geheimen Voraussetzung, er könne dies oder das, aber nicht der »Unvergleichliche«, jeder Analogie sich Entziehende sein. Und damit ist alles in Wahrheit Beunruhigende weggedeutet. Beunruhigend wäre, wenn er zu tun hätte mit der realen Präsenz Gottes unter Menschen. Aber da wir ja alle menschlichen Bedingungen so perfekt wissen, entsteht der Eindruck, an die Gottheit Jesu zu glauben sei überflüssig. Es ist, als würde man den Mond unter höchstem wissenschaftlichen Aufwand, jedoch unter methodischem Ausschluss der Dreidimensionalität untersuchen. Wer alles in menschliche Bedingungen hinein auflöst, betrügt sich und andere um das eigentlich Spannende, den wahren und wirklichen Anlass für alle Jesusgeschichten. Dass es hier um den unfassbaren, unbegreiflichen, geheimnisvollen Gott geht.

...

Nun hatte diese Frage der Zuwendung zu den Heiden für das frühe Christentum elementare Bedeutung. Denn grob gesehen brachte das Christentum vor allem diese beiden Neuerungen: a) Jesus ist der Sohn Gottes, weil sein Geist der Heilige Geist Gottes ist (Dreifaltigkeit) und b) die Öffnung des Gottesvolkes für die Heiden. Genau diese beiden Punkte sind in Lk 4 zur Sprache gebracht. Und wir sehen, wie beides miteinander verschränkt ist: Weil Israel das Erste nicht erkennt, macht Gott den zweiten Schritt und wendet sich den Heiden zu. Lk 4 ist daher für das Verhältnis von Judentum und Christentum elementar.

Hat das heute noch Bedeutung? Die Frage, ob Jesus den Geist Gottes hat und daher Sohn Gottes ist, wird von der modernen Exegese bestritten. Damit aber hängt das gesamte Verhältnis zum Judentum in der Luft. Denn wenn der historische Jesus nicht Sohn Gottes war, dann gibt es auch kein Versagen Israels und keine Blindheit gegenüber Gottes Tun. Dann war alles recht so, wie es geschah. Dann gab es auch keinen legitimen Grund, das Evangelium zu den Heiden zu bringen. **Denn die Voraussetzung dafür ist ja: Israel wollte mehrheitlich nicht, Gott musste sich neue Kinder suchen. Diese Botschaft ist hart und unbequem, sie spricht unmissverständlich über das Versagen der Juden gegenüber Jesus, lange vor dem Prozess. Und sie bezeichnet das in den Augen der Juden übergroße Ärgernis der Hinwendung zu den Heiden als notwendige Konsequenz aus dem Fehlverhalten der meisten Juden. Dass es nicht nur Lukas, sondern auch Paulus so sieht, bekräftigt den Ernst der Aussagen. Den Hauptgrundsatz »Wenn ihr nicht wollt, nimmt Gott andere« vertritt schon**

Johannes der Täufer. Wer das alles für ungerechte und unhistorische antijüdische Polemik hält, müsste aus vermeintlicher Judenfreundlichkeit die ganze Linie Johannes der Täufer - lukanisches Jesusbild - Apostelgeschichte - Paulus durchstreichen. Lukas und Paulus haben kein Problem damit, die Mehrheit der nicht-christlichen Juden mit dem Vorwurf der Blindheit und des Ungehorsams zu belasten.

446

1.2.3 Warum haben die Juden Jesus abgelehnt?

Man kann fragen, wo die historischen Gründe für die mehrheitliche Verweigerung der Juden zur Zeit Jesu lagen. Vier Gründe sind zu nennen:

Erstens gibt es ein Misstrauen des religiösen Establishments gegen jeden »Neuerer«, der sagt, alles bisherige Tun und Denken sei falsch gewesen - allein auf ihn müsse man hören. Geistliche fragen in solchen Situationen: »Wollen Sie denn meine ganze Lebensarbeit in den Dreck ziehen?«

Zweitens kann Jesus sich nicht eindeutig legitimieren. Ein Zeichen vom Himmel, also eine Veränderung an Sonne, Mond oder Sternen, an Wolken oder Wetter, kann er nicht erbringen, stattdessen wirkt er nur zweifelhafte Wunder an Menschen. Zweifelhaft sind diese deshalb, weil nach Meinung der Leute auch ein Zauberer oder Wunderdoktor dieses tun könnte.

Drittens vertritt Jesus in Wort und Tat die Auffassung, die Reinheit, so wie er sie besitze, sei nicht defensiv zu verstehen (wie die Pharisäer es taten, deren Grundprinzip Absonderung war), sondern offensiv, denn Jesus heilte unreine Kranke, weckte Tote auf und vertrieb unreine Geister (Dämonen). Jesus hatte eine »offensive Reinheit«, die für die Gegner Jesu im Anspruch umso unglaublicher wurde, je mehr sichtbare Erfolge Jesus mit seinen Werken erzielen konnte. Daher dann der Vorwurf der Kooperation mit dem Fürsten der Unreinheit, mit Beelzebub, dem Teufel. Gerade im Gleichnis bringt Jesus diesen Aspekt der Reinheit - für jeden Juden - provozierend ins Spiel: Zöllner sind wegen des Umgangs mit heidnischem Geld, das viele unreine Hände berührt hat, typisch unrein, und Dirnen sind es in noch höherem Maße. Wenn Jesus den auf Reinheit geradezu versessenen Pharisäern vorhält, die typisch Unreinen seien Gott näher als sie selbst, dann stellt er das pharisäische Weltbild an der Wurzel infrage.

Viertens war Jesu Anspruch, sei es als Messias, sei es als Menschensohn (was man als Jude durchaus im Sinne von Dan 7 als Ankündigung des kommenden Reiches Gottes verstehen konnte), angesichts der misstrauischen Römer stets ein Politikum, auch wenn Jesus diesen Anspruch jedenfalls für die Gegenwart nicht politisch gemeint hat. Jede Art von Anspruch auf Königtum konnte falsch ausgelegt und damit dem ganzen Volk zum Verhängnis werden. Besonders brisant wurde das nach dem Einzug in Jerusalem, der sich bei Jesus königlich gestaltete.

...

In Joh 2,19-21 nimmt Jesus den Tempel sogar als Symbol für den eigenen Leib, wenn er sagt: *Zerstört ihn, und ich werde ihn in drei Tagen wieder aufbauen.* Auch bei Jesu Kreuzigung wird das Geschick seines Leibes dem des Tempels parallel gesetzt, denn der Tempelvorhang zerreißt. Im Wort vom Zerstören und Aufbauen des Tempels (Mk 14,58) geht es um die Abfolge der Phase des Gerichts (dafür steht das Zerstören) und der Wiederzuwendung des Heils (ein neuer Tempel wird errichtet). Jesus teilt daher durchaus die Hoffnung auf einen neuen, wunderbaren Tempel. Der besondere Akzent, den Jesus setzt, bezieht sich auf die Rolle des Tempels als riesige Synagoge mit den Schwerpunkten Gebet und Lehre. Die Reinigung des Tempels drückt in diesem Sinne die Sorge Jesu um den Tempel als Gebetsplatz aus. Auch wenn er vom Gräuel der Verwüstung spricht, ist er um die Reinheit des Tempels besorgt, denn der Gräuel ist vermutlich eine Kaiserstatue.

...

Jesus unterscheidet sich in diesem Punkt nicht von den Pharisäern. Rein und unrein ist für ihn wie heilig und unheilig. Für Jesus liegt alles daran, sich an den Heiligen Geist zu halten und unreine Geister zu überwinden. **Und unter allen Umständen kommt es darauf an, dass ein Mensch sich nicht durch das unrein macht, was aus seinem Inneren hervorkommt, nämlich böse Worte und Taten. Die**

können ihn wirklich verunreinigen. Und wohl deshalb weitet Jesus in der Bergpredigt die Verbote des Mordens und Ehebrechens aus und verbietet das Schwören ganz, weil der Mensch jeder Gefahr der Unreinheit aus dem Weg gehen muss. Zum Beispiel könnte durch das Schwören bei Gott dessen Heiligkeit in unsaubere Geschichten verstrickt werden, und die Folgen müsste der Mensch tragen, denn Verunreinigung von Heiligem rächt sich direkt, schlägt auf den Verunreiniger massiv zurück.

...

Er wendet sich gegen ein falsches Verständnis der Thora, und zwar gegen eines, das auf halbem Wege stehen bleibt. Dabei geht es ihm überhaupt nicht um die Autorität des Mose, sondern nur um die Sache. Wer auch immer die Thora oder ihre Auslegung formuliert hat, entscheidend ist, den Gotteswillen radikal zu befolgen. **Eben nicht Mord verbieten, aber Schimpfwörter gegen den Nächsten erlauben, eben nicht nur Ehebruch verbieten, sondern auch die Veranlassung dazu meiden. Eben nicht Freundesliebe fordern und Feindeshass gebieten, sondern alle Menschen lieben.**

42.9 War Jesus ein Essener aus Qumran?

Seit der deutschen Qumran-Debatte zu Beginn der neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts geistert durch die Gemüter von etwa 30 Prozent der Deutschen noch immer der damals von zwei spekulativ begabten amerikanischen Journalisten geäußerte Verdacht, Jesus sei ein Essener aus dem Kloster Qumran gewesen, der Vatikan halte Quellen unter Verschluss, die das christliche Weltbild im Mark erschüttern könnten, und die Essener seien friedfertige Vegetarier oder - je nach Bedarf - blindwütige Terroristen (oder beides zugleich) gewesen. Über die Essener wisse man durch das uralte so genannte Essener-evangelium.

Diese Verdächtigungen dienten vor allem dazu, die gesamte kirchliche Jesusüberlieferung zu diskreditieren, und zwar entweder zugunsten einer esoterischen Lösung, die sich auf das Essener-evangelium (übrigens eine plumpe Fälschung aus dem 19. Jahrhundert) stützte, oder aber auf die These, Jesus sei Zelot und Terrorist gewesen und eben deswegen habe man ihn gekreuzigt. Im Übrigen ist »Essener« ein Begriff, für den sich in den Texten von Qumran kein Äquivalent findet. Der von anderen Schriftstellern her geläufige Begriff bezeichnet religiös traditionsbewusste Juden des 1. Jh. n. Chr. im weitesten Sinn des Wortes, wobei es verschiedenste Einzelformen gab, wie bei jeder Reformbewegung. Wenn man das Wort im allgemeinsten Sinn des Wortes fasst, war Jesus auch »Essener«.

Dabei gilt freilich generell, dass von einer besonderen Bindung der Essener an den kleinen Ort Qumran jegliche Spuren fehlen. Die Beweislage ist nicht etwa nur dürftig - es gibt sie überhaupt nicht. Generell ist die Frage, was die Schriftrollen aus den Höhlen am Toten Meer mit den Mauerresten von Qumran zu tun haben, völlig ungelöst. Die ältere Klosterhypothese ist unhaltbar, da es sich um einen Anachronismus handeln würde. Auch die Annahme, Qumran sei so etwas wie ein Verlag mit betriebsmäßiger Fabrikation von Schriftrollen gewesen, hat keine Anhaltspunkte an der Wirklichkeit. Bezeichnenderweise stellt jedermann über Qumran die Hypothese auf, die seiner eigenen Herkunft entspricht: Die ersten mit der Ausgrabung befassten Dominikaner hielten Qumran für ein Kloster, die Amerikaner für eine militärische Festung, die Franzosen für einen Mysterientempel, die Deutschen für ein Verlagsgebäude. Möglicherweise sind die aufgefundenen Schriftrollen Bestände aus der Bibliothek des Tempels in Jerusalem, die man angesichts der drohenden Katastrophe am sicheren Ort verwahren wollte, aber auch das ist eine pure Hypothese.

Jesus war kein Terrorist, sondern wie alle Apokalyptiker im Wesentlichen auf der Seite der Märtyrer und Geduldigen. Er war kein esoterischer Vegetarier, sonst hätte man ihn nicht »Fresser und Weinsäufer« genannt. Er bleibt nicht einzuordnen. Für eine Existenz der Urgemeinde in Qumran gibt es nicht die geringsten Anhaltspunkte. So weit lässt sich die Diskussion der letzten 15 Jahre zusammenfassen. In der Deutung der Texte aus den Höhlen steht man noch ganz am Anfang.

...

In vielen Ländern des Westens stößt man als Christ eher in Watteberge ...

3. Das Christentum ist heute in den meisten Ländern nicht durch das Martyrium bedroht; es fehlt ihm vielmehr an Reibungsfläche wie an Zündstoff; rationalistische Theologen haben alles getan, um die Botschaft anzupassen und zahnlos (»ganz vernünftig, lebens- und weltbejahend«) zu machen. Hier ist auf die Gefährlichkeit einer populistisch propagierten, universalen »Toleranz« hinzuweisen. Die Standpunktlosigkeit als Standpunkt ist ein Unding, gleichwohl en vogue. Wer einen Standpunkt vertritt, muss sich gleich fragen lassen, ob er ein Verhältnis zur Toleranz besitze. Der Gott der Bibel aber hat eine differenzierte und spezifische Intoleranz an sich (was nicht mit Gewaltgebrauch der Gläubigen zu verwechseln ist).

473

Aus dem Wort »Niemand kann zwei Herren dienen, niemand kann Gott dienen und dem Mammon« wird erkennbar, dass Jesus das Verhältnis des Menschen zum Reichtum als Sklavendienst betrachtet. Tatsächlich nötigt der Reichtum den Reichen strenge Gesetze auf: Der Reichtum will erhalten und gepflegt werden, Minderung ist gegen sein eigenes, inneres Gesetz. Er verlangt Sorge und Fürsorge Tag und Nacht und nötigt einen auch zu Knauserigkeit und Geiz, im Extremfall sogar dazu, über Leichen zu gehen. Der Reichtum ist ein gestrenger Herr. Nicht wenige lieben und brauchen einen strengen Herrn. Hier besteht übrigens die deutlichste Parallele zum Gottesverhältnis. So exklusiv wie Gott als Einziger angebetet werden will und Gehorsam verlangt, ja auch auf Mehrung aus ist, wie im Gleichnis von den anvertrauten Talenten, so exklusiv verfügt sonst nur noch die Liebe oder eben das Geld über Menschen.

Die alte Rivalität zwischen dem Gott Israels und dem kanaänischen Baal bricht hier wieder auf, denn Baal steht für Fruchtbarkeit und Reichtum. **Der Gott Israels aber fordert nicht Horten und Sammeln von Gütern, sondern Verteilen und Gerechtigkeit im Miteinander der Menschen.** In seinen Gleichnissen verrät Jesus so detailgenaue Kenntnis von Finanzen und Finanzgebaren der Menschen, etwa in Gleichnis vom »lebenstüchtigen Verwalter« (Lk 16,1-9) oder im Gleichnis von den anvertrauten Talenten, dass man denken könnte, Jesus müsse besondere Insider-Kenntnisse gehabt haben - so als hätte er eine Art Banklehre mitgemacht. Jedenfalls weiß er wie kein anderer um die Faszination des Geldes und um technische Einzelheiten des Geldverkehrs, bis hinein in kriminelle Praktiken. Mindestens war Jesus eine genauer, an ökonomisch-pekuniären Dingen interessierter Beobachter.

Jesus denkt auch das Himmelreich im Bild eines Geldschatzes, den derjenige sammelt, der es hier auf der Erde versteht, materielle Dinge weggeben zu können. Dahinter steht die Vorstellung: Wer dem irdischen Kreislauf von Geben und Nehmen folgt, der hat kein Guthaben im Himmel. Denn Jesus sieht die Chance zur Veränderung der Welt zweifellos darin, dass der Kreislauf von Arbeit und Lohn durchbrochen wird. Wer sich für alles bezahlen lässt, der denkt rein diesseitig und kann kein Jünger Jesu sein...

Der christliche Weg zum Glücklichen lässt sich am besten mit einer Umleitung in Straßenverkehr vergleichen. Jedes Schild »Umleitung« ärgert uns zunächst, denn es kündigt erhebliche Nachteile und Verzögerungen an. Wir kommen dabei nur zum Ziel, wenn wir nicht in gerader Richtung den geplanten Weg nehmen. So ist das auch mit dem Reichwerden und dem Glücklichen. Jesus führt uns über eine Umleitung, die zunächst in die entgegengesetzte Richtung zu führen scheint. Wie widersinnig, das Leben zu verschenken, wenn man es doch gewinnen und genießen will, wenn man doch »Lebensfreude« mit Recht als das höchste Gut ansieht. Jesus ist kein Verächter des Lebens. Lebensfeindlichkeit wäre das Letzte, das man ihm nachsagen könnte. Er ist vielmehr ein Meister auf dem Weg zum Glücklichen. Denn er weiß um die Seligkeit des Schenkens und Verschenkens. Und er sagt auch, dass diesem Weg jegliche Zukunft gehört.

Mir will es oft so erscheinen, dass unser kostbarstes Gut, unsere wichtigste Ressource, nicht das Geld ist, sondern die Zeit. Deshalb hat man schon längst die Formel gefunden »Zeit ist Geld« und umgekehrt. Verschenkte Zeit, also solche, die wir anderen widmen, ist in Jesu Sinn doppelt und dreifach gewonnene Zeit. Denn in der geschenkten Zeit gewinnen wir die Freunde, auf die wir angewiesen sind, wenn wir in den Himmel gelangen wollen. Nicht zufällig sagt Jesus das gerade in Lk 16, eben dort, wo auch der Satz steht, dass man nicht zwei Herren dienen kann: *»Seid klug und kauft mit dem Geld aus der ungerechten Welt Freunde, die euch dann in die ewigen Häuser im Himmel aufnehmen, wenn hier alles vorbei ist.«*

...

Hier bei Jesus dagegen hat der junge Mann alle Gebote schon gehalten, und zwar von klein auf. Was ihm fehlt, ist *Liebe*. Denn auf die Umarmung Jesu kann er nicht reagieren. Hätte er Jesu Aufforderung zum

Besitzverzicht erfüllt, so wäre das die Antwort auf die Liebe Jesu gewesen. Doch die fast religiöse Bindung des jungen Mannes an das Geld bleibt dominant. So erinnert er an das paulinische und das lukanische Bild der Pharisäer. Paulus sagt von sich, als Pharisäer sei er ohne Tadel gewesen, das heißt: Er hatte alle Gebote erfüllt (Phil 3). Doch die genaue Observanz genügte nicht, es fehlte das Ergriffensein von der Liebe Jesu. Ähnlich Lukas. Er sagt, die Pharisäer, die den Christen nahe standen, seien doch Menschen gewesen, die das »Geld liebten« (Lk 16,14).

So wird bei Paulus und bei Lukas sowie hier bei Markus der neue Maßstab des Christlichen erkennbar: Der radikale Besitzverzicht signalisiert nach Jesus (bei Lukas und Markus) die neue Qualität des Verhältnisses zu Gott, nämlich die größere Liebe. Sie ist mehr als das Erfüllen der Gebote, sie besteht darin, frei zu werden von allem, was uns Gott unähnlich sein lässt. Gott ist besitzlos, und er schenkt alles her, wie den Tau und die Sonne jeden Morgen. Das will sagen: Der Gradmesser der Liebe zu Gott ist nicht mehr nur die Erfüllung der Gebote, sondern wer Gott liebt, kann dem armen Nächsten alles schenken, was er hat.

Auch in der Bergpredigt verschärft Jesus das Gesetz: Allein schon im Herzen, durch Ehebruch *in Gedanken*, wird es übertreten, und wer freiwillig leidet, durchbricht den Kreislauf von Geben und Nehmen.

487

Nach menschlichem Ermessen hat der Reiche keine Chance in den Himmel zu kommen. Denn es gibt ein strenges Gesetz des Ausgleichs, das immer wieder gerade in dem älteren, Matthäus und Lukas gemeinsamen Gut an Jesusworten zutage tritt: Wer hier in dieser Welt und in diesem Äon Besitz und Ansehen hat, der kann nichts mehr erwarten. Deshalb müsste man sich hier möglichst arm, verfolgt und verachtet machen, um dann und dort Chancen zu haben. Am klarsten kommt das im lukanischen Gleichnis vom Gastmahl zum Ausdruck: *»Jeder, der sich nach oben drängt, wird sich unten wiederfinden. Und jeder, der sich unten einstuft, wird nach oben kommen.«* Und zu seinem Gastgeber sagte Jesus: *»Angenommen, du willst zum Mittag oder zum Abend ein Essen geben. Ich rate dir: Lade nicht deine Freunde ein oder deine Brüder, Verwandten und reichen Nachbarn. Sie würden mit einer Gegeneinladung antworten, und dann wäre die Bilanz wieder ausgeglichen für dich. Sondern wenn du Leute einladen willst, rufe Arme, Krüppel, Gelähmte und Blinde. Glückselig bist du, weil diese Menschen keine Gegenleistung erbringen werden. Diese kannst du dann bei der Auferstehung erwarten.«* (Lk 14,11-14). Diese Logik liegt auch der Aufforderung zur Feindesliebe und zum Nicht-Vergelten in der Bergpredigt zugrunde. Wem hier nicht schon vergolten wurde, der sammelt genauso einen Schatz im Himmel an wie der, der ohne Gegenleistung zu empfangen seine Habe aufgibt. Man kann darüber klagen, dass dieses Ausgleichsdenken zu mechanisch sei, doch gerade in seiner Schlichtheit ist es eine Form geradezu verzweifelter Hoffnung auf Gerechtigkeit. Denn es lässt Raum für Gottes Handeln, Helfen und Heilen auch für den, der hier nicht schon alles hat, genießt, verbraucht und der so seine Sehnsucht lebendig erhalten kann oder auch muss.

497

Jesus war die eindeutigste Person, die es je gab, denn er war vollständig durchsichtig für die klare Wirklichkeit Gottes.

Wenn Wahrheit auf diese Weise Person ist, geschieht die Aneignung der Wahrheit nicht, indem man sich im Buchladen einen Text kauft und ihn dann zur Kenntnis nimmt oder wohlwollend über ihn denkt. Wenn diese Wahrheit Person ist, dann geschieht die Aneignung nur, indem wir uns mit der ganzen Person zu dieser Person verhalten. Eine nur verstandesmäßige, rein sachliche, rein erkenntnismäßige Beziehung ist hier nicht angemessen. Wenn diese Wahrheit Person ist, können wir nur mit ganzem Herzen, mit Leib und Verstand darauf eingehen.

JESUS UND BUDDHA

500

...

Verhältnis zur Welt: Jesus will durch Praxis die Welt verändern; es gibt ein Gebot die Welt umzugestalten. Buddha will sie loslassen, sich aus der Verstrickung in den Schein befreien. Es

geht um Erlösung von der Welt.

Die Frage nach Gott: Jesus predigt Gott als Gegenüber des Menschen, bei Buddha sind die Götter nur Zuschauer. An der Stelle der relativ neuen Erfahrung Gottes als des Vaters bei Jesus steht bei Buddha nichts. **Der Gott Jesu Christi ist vital und handelt, bei Buddha sind die Götter selbst erlösungsbedürftig.** Für Jesus ist **Gottesherrschaft der Gewinn des Lebens**, für Buddha ist das **Nirwana die Erlösung vom Leben, die Befreiung davon.** Insofern ist das Christentum eine Versöhnungsreligion (Versöhnung mit Gott und Menschen), während Buddha eine Erlösungsreligion verkündet.

Lehre: Bei Jesus wird der Glaube zur normativen Lehre, bei Buddha ist die Erleuchtung die angestrebte, unverfügbare Gabe.

Struktur: Christentum ist zentripetal und verbunden mit dem Anspruch »allein durch Jesus das Heil«, der Buddhismus ist zentrifugal, der Einzelne bleibt wichtig.

Die Rolle des Mittlers: Im Christentum geht es um den einen Jesus, dagegen will Buddha, dass es viele Buddhas gibt. Für Christen ist der historische Jesus wichtig, für Buddha dagegen die Aufhebung der Individualität und Singularität. Bei Jesus geht es um das Herz jedes Menschen im Gegenüber zur Schrift. Buddha lehnt Seele oder Selbst ab, und es gibt auch keine Heilige Schrift. Jesus überwindet als Mittler die Distanz zwischen Gott und Welt, Buddha lehrt, dass es letztlich überhaupt keine Distanz zwischen Welt und Gott gebe.

Personalität: Im Christentum ist das in Jesus Christus personhaft gewordene Wort die höchste Realität, Buddha weist dagegen darauf hin, dass Worte stets relativ sind. **Bei Jesus gilt: Das Gottesreich ist Gewinn des Lebens und Durchsetzung von Gottes Weltherrschaft gegen den Tod.** Bei Buddha gilt: Nirwana ist Befreiung vom Leben, sein Erlöschen. Herrschaft über die Welt ist eine Illusion, sie verblasst vor dem Nirwana. Jesus ist bleibend wichtig, auch das Gericht ist an ihn gebunden. Buddha ist für den einzelnen Buddhisten unwichtig, er lehrt nur den Weg aus der Verstricktheit. Jesus ist die persönliche Realisierung der Herrschaft Gottes. Buddha ist der Lehrer des Sich-nicht-Verfehlens. **Bei Jesus gilt: Der Christ gewinnt sich selbst, indem er sich zuvor loslässt.** Bei Buddha heißt es: Erlösung und Erleuchtung gibt es nur ohne und jenseits des Selbst. Bei Jesus ist das Loslassen des Ich demnach eine Vorstufe, um neues Leben auch schon hier in der Welt zu gewinnen. Bei Buddha entsteht neues Leben durch endgültiges Loslassen und Ausstreichen des Ich. Bei Jesus wird das neue Ich an der Stelle des alten ganz durch ihn bestimmt. Bei Buddha gilt: Das Neue ist der Gleichmut, auch die Zurücknahme des Mitleids, denn es ist nur Teil des im Ganzen als Schein zu ignorierenden Leids.

Liebe oder Gleichmut: Bei Jesus gibt es die bedingungslose Forderung der Liebe. Gottes Willen orientiert sich am Menschen, der Liebe braucht. Bei Buddha gilt: Gleichmut ist auch auf Liebe anzuwenden, auch sie ist Teil des Scheins, von daher versteht sich die Warnung, zu viel zu lieben. Bei Jesus gilt: Erweise deine Güte auch gegenüber dem Geringsten durch persönliche Nähe. Bei Buddha gilt: Wohlwollen resultiert aus Sanftmut und Teilnahmslosigkeit. Letztes Ziel ist es, weder sich, noch die Freunde, noch die Feinde zu lieben. Bei Jesus ist das Herz das Zentrum der Menschen- und Gottesliebe. Buddha weist auf den Kopf als Zentrum von Erkenntnis und Güte. Bei Jesus ist das Böse unbedingt zu bekämpfen. Bei Buddha ist es ethisch geboten, die leidvolle Vergänglichkeit zu bekämpfen. Jesus stellt den Glauben an Gott in den Mittelpunkt. **Buddha sagt: Was nützt Glaube, wenn er von Durst getragen ist, wenn er Leid verursacht?** Jesus lehrt: Menschliche Liebe ist nicht von Durst getragen, sondern von der Liebe und Nähe Gottes. Buddha hingegen sagt: Gutes und Mitleid sind nur Schritte auf dem Weg zum Gleichmut. Jesus kennt einen personalen Gott. Buddha: Das Nirwana ist unbenennbar, ohne Bedingtheit, nicht empfundenes Glück.

Gebet und Meditation: Jesus betet, Buddha meditiert. Im Gebet ist nach Jesus das Gottesverhältnis verdichtet, das Gebet verbindet mit Gott und auch Menschen (Fürbitte). Bei Buddha ist die Meditation individuelle Einkehr ins Schweigen. Der Heilsweg ist eine Technik. Das Selbstverhältnis ist in der Meditation gebündelt. Bei Jesus gilt: Meditation und Gebet sind Türen zur Gotteserfahrung als Heil. Bei Buddha gilt: Erleuchtung ist eine Art atheistische Erfahrung von Transzendenz. Christlich ist das »Bete und arbeite!« Benedikts. Buddhistisch ist die Relativierung von Arbeit, es zählt mehr der Weg nach innen als die Arbeit an der Welt. Jesus versteht sich eher als Heiler, Buddha als Psychotherapeut. Jesus ist Brücke zwischen Gott und Mensch. Bei Buddha gilt: Zwischen Ewigkeit und Unbeständigkeit gibt es keine Brücke.

Überwindung des Leidens: Christlich ist es, die Augen zu öffnen, buddhistisch ist es, die Augen zu verschließen. Jesus möchte Leid überwinden, Buddha möchte Leid aufheben. Bei Jesus ist nicht das

Leben an sich schon Leiden; Leiden ist Defizienz am gut geschaffenen Leben; Unterdrückung und Beraubung von Menschen widerspricht dem Geschenk des Lebens durch Gott. Buddha sagt: Das Leben ist letztlich sinnlos, die sichtbare Welt ist schlecht. Jesus lehrt: Gottes Handeln wird die Macht des Bösen beenden. Jesus selbst ist das wirkmächtige Zeichen dieser Hoffnung. Bei Buddha ist es so: Das Leiden wird geändert, wenn der Mensch sein Verhältnis zu ihm überdenkt. Bei Jesus schließt der Glaube den Abgrund zwischen Gott und Mensch. Bei Buddha heißt es: Jeder kann ein Buddha werden. Aber auch der Weg wird verschwinden.

506

Der Himmel ist nicht reine Zukunftsmusik oder nur Vertröstung. Denn Jesus ist nicht nur der Weg, er ist auch die »einzige Abbildung« Gottes, die wir haben. Das vollkommene Bild ist schon jetzt unter uns ... Wenn Jesus hier sagt »Wer mich sieht, der sieht den Vater«, dann ist das im Blick auf die umgebende Religionsgeschichte ebenso neu wie die Botschaft, dass Jesus der erste Mensch bei Gott ist. »Wer mich sieht, der sieht Gott«, das hatte zuvor kein Mensch gesagt - Gottes Glanz auf den Gesichtern Adams und Evas war längst erloschen.

Warum ist Jesus und nur er der Weg? Die Antwort gibt das ganze Neue Testament einheitlich: **Nur Gott, der Vater Jesu Christi, kann die Macht des Todes überwinden. An dieser Frage werden alle Religionsstifter gemessen, und das gilt gerade auch für den modischen (Neo-)Buddhismus. Die meisten, die sich gutgläubig darauf einlassen, wissen gar nicht, dass es in dieser Lehre eigentlich um die Auflösung der eigenen Person geht - also gerade nicht um das Bleiben, nicht um das neue Leben von Gott. Mit dem Egoismus soll auch das Ego aufgelöst werden. Ich kann als Neutestamentler gar nicht verstehen, wie Christen sich auf diesen Weg einlassen. Denn bei Jesus geht es um die Heilung des Ego, um die entscheidende Vitalitätsspritze. Um die alles bewegende Liebe. Die Dinge loszulassen und von ihnen leer zu werden, das lernt der jünger Jesu übrigens auch. Sagt das Gleichnis vom Schatz denn anderes, als dass der, der ihn erwerben will, voll Freude (!) alles lässt und weggibt? Nein, auf den Buddhismus haben wir nicht gewartet. Jesus ist genug.**

14.4 Jesus und Konfuzi

Konfuzi (eig.: Kung-tzu), der chinesische Ethiker und Weisheitslehrer, lebte von 551-479 v. Chr. in China. Über ihn wissen wir aus dem Werk »Gespräche«. Wir gestalten den Vergleich mit Jesus als direkte Gegenüberstellung von Thesen.

Konfuzius: Ich habe mich als Weisheitslehrer verstanden

Jesus: Das ist mir nicht fremd. Die Leute bestaunen meine Weisheit. Ich beziehe Attribute der Weisheit Gottes auf mich (z. B. Mt 11,25: »Kommt her zu mir alle ...«). Ich spreche in den Gattungen der Weisen.

Konfuzius: Ich habe Schüler um mich herum versammelt. Die Lehrgespräche mit ihnen sind erhalten.

Jesus: Auch ich habe Schüler um mich versammelt. Die vier Evangelien berichten von den Lehrgesprächen, die ich mit meinen Jüngern führte.

Konfuzius: Die Weisheit ist das oberste Ziel.

Jesus: Widerspruch! Gott zu ehren ist der Sinn von allem. Ziel ist das Erste Gebot.

Konfuzius: Die Frucht der Weisheit ist »Gerechtigkeit«. Ich verstehe dieses Wort wie das hebräische oder das griechische Wort für »Gerechtigkeit« ... einen Beitrag zum Miteinanderleben leisten.

Jesus: Die Gerechtigkeit dient dazu, in den Himmel zu kommen. »Himmel« heißt aber: Gott setzt seine Herrschaft durch. Sie besteht in der Beobachtung der Gebote.

Konfuzius: Gewalttat und Aufruhr sind mir fern.

Jesus: Ich plädiere für Gewaltlosigkeit. Allein Gott hat das Gewaltmonopol.

***Konfuzius:* Der Sinn des menschlichen Lebens ist, den Menschen zu dienen.**

Jesus: Den Menschen zu dienen, nicht sie zu beherrschen, ist der Sinn.

Konfuzius: Ich möchte den Menschen den Weg der Tugenden zeigen: Aufrichtigkeit, Treue, Weisheit, Nächstenliebe, Rechtschaffenheit.

***Jesus:* Aufrichtigkeit liebe ich auch, deshalb verbiete ich zu schwören. Treue ist mir wichtig, deshalb untersage ich die Ehescheidung. Nächstenliebe ist der Gipfel aller Gebote.**

Konfuzius: Immer geht es mir um das Individuum in der Gesellschaft, Ziel: ein guter Mitmensch zu sein.

Jesus: Dass wir gute Mitmenschen sind, ist Gottes Wille.

Konfuzius: Ich richte mich gegen Magie, gegen leeren Formalismus. Wo etwas Frommes nicht von Herzen kommt, bekämpfe ich es. Nur Fehlerfreiheit der Riten allein befördert die Magie.

Jesus: In den Fragen der Reinheit denke ich ebenso. Nur die Reinheit, die von Herzen kommt, ist wirkliche Reinheit. Und das Gebet, das nur Plappern und Angeben ist, lehne ich ab.

Konfuzius: Wegen meiner Ablehnung der Magie bin ich auch gegen Orakel und Vorzeichen.

Jesus: Das Ende kommt ohne Vorzeichen. Der Mensch soll bußfertig bereit sein.

Konfuzius: Über den Tod kann man nichts sagen, solange man das Leben nicht verstanden hat.

Jesus: Ich stehe den Pharisäern nahe und verkündige mit ihnen die Auferstehung. Das ist eine Frage des Gottesbildes, nicht des Wissens über das, was nach dem Tod kommt.

Konfuzius: Ich achte die natürlichen, gegebenen Ordnungen - also das Verhältnis zwischen Fürst und Untertan, zwischen Vater und Sohn, zwischen Mann und Frau, zwischen Alten und Jungen, zwischen Freund und Freund.

Jesus: Ich habe gesagt: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist. Aber gebt viel mehr Gott, was Gottes ist.

Konfuzius: Der entscheidende Differenzpunkt ist die Frage des persönlichen Gottes. Darin halte ich mich zurück. Gott könnte ich nur begreifen als das Woher der Ordnungen und Pflichten.

Jesus: Alles liegt daran, dass Gott mindestens so etwas ist wie eine Person. Dass er Vater ist und die Menschen, alle Menschen zu Kindern haben will. Dass er uns in alle Ewigkeit liebt. Dass er Sünde und Schuld vergibt und uns seine Huld schenkt.

Konfuzius: Ich bin doch wohl eher ein Ordnungsphilosoph mit der Betonung auf glaubwürdiger Mitmenschlichkeit und Frömmigkeit.

Jesus: Ich bin Gottes Sohn, und alles Übrige wird hinzugegeben, wenn man nur versucht, Gottes Willen zu erspüren und zu erfüllen. Dazu hilft das persönliche Gebet. Der Heilige Geist ist Gottes Weise, in der Welt zu wirken. Durch mein Blut wird die Welt erlöst, im Glauben wird diese Erlösung angeeignet (also nicht magisch!).

Die Frage nach demselben oder nicht-selben Gott lässt sich beantworten. Man kann es am je spezifischen Gottesverhältnis festmachen. Wer das Bekenntnis teilt, der hat denselben Gott. Das christliche Bekenntnis wird weder von Juden noch von Muslimen geteilt. Also geht es um grundlegende Differenzen im Gottesbild. Denn weder für Juden noch für Muslime ist Jesus beispielsweise der Sohn Gottes. Und das betrifft nicht nur Jesus, sondern eben auch Gott selbst. Ein Gott mit Sohn ist ein anderer als ein Gott ohne Sohn. Man sagt weiter: Da mag es Verwandtschaften in Fülle geben, doch in der Substanz geht es im Christentum um einen neuen Gott, eben um den Vater Jesu Christi. Man beruft sich dafür zusätzlich gerne auf das Johannesevangelium, wo Jesus den Juden, die ihn ablehnen, bescheinigt: Sie kennen Gott nicht. Dieses bekenntnisorientierte Urteilen ist deutlich an der Reformationsgeschichte und an dem sehr starken Akzent auf Bekenntnissen und entsprechenden Formeln orientiert. Auch im Neuen Testament suchte man ja nach solchen Bekenntnisformeln als ältesten Teilbausteinen.

Betrachten wir nun das Verhältnis von Jesus und Mohammed. Nach muslimischer Auffassung ist Jesus Prophet wie Mohammed auch. Nehmen wir einmal den günstigsten Fall an, dass diese Einschätzung berechtigt ist, dann bleiben gravierende Unterschiede, und zwar nach christlicher wie nach muslimischer Anschauung:

Jesus (christliche Ansicht)	Mohammed (islamische Ansicht)
auch Prophet (z. B. Lk 7,16)	»Siegel der Propheten«, größter Prophet
für unsere Sünden gestorben	Mohammed hat keine Heilsbedeutung (im Islam abgelehnt)
Sohn Gottes	Gott hat keinen Sohn (im Islam abgelehnt)
kommt am Ende der Zeiten wieder als Richter	Jesus kommt am Ende der Zeiten, um zu sterben
verheißt den Beistand (Joh 14), den Geist	Mohammed ist der von Jesus verheißene Beistand

von der Jungfrau Maria durch
den Heiligen Geist geboren
Erlösung durch Jesu Mensch-
werdung, Tod und Auferstehung
erhöht zur Rechten Gottes

Jesus: Von der Jungfrau Maria
durch den Heiligen Geist geboren.
Erlösung durch Gebet und Almosen

Jesus ist entrückt

516

Viele Christen suchen das Gespräch mit dem Islam auf einer Ebene, für die mir jedes Verständnis fehlt. Das Religionsgespräch kann nicht die Funktion haben, die eigenen Probleme der Christen zu umgehen. Ich denke da zum Beispiel an die bekannte und in meinen Augen überholte Unterscheidung zwischen dem historischen Jesus und dem Christus des Glaubens. Christen meinen, sie müssten das Gespräch mit dem Islam führen auf der Basis der Annahme, der historische Jesus sei ein ganz vernünftiger, mit Mohammed gut vergleichbarer Mensch gewesen, alles andere sei sowieso Zutat der Kirche. Ich halte diesen Standpunkt trotz seiner scheinbaren Wohlbegründetheit für untragbar. Denn er führt auf der Seite der Christen dazu, dass ein Keil getrieben wird zwischen Jesus und dem, was die Kirche daraus gemacht hat. Dann muss der so genannte historische Jesus nicht mehr sein als ein sympathischer Kollege Mohammeds. Wir haben keinen Grund, unsere muslimischen Cousins und Cousinen anzuhimmeln als die »edlen Wilden« oder als Vertreter einer authentischeren Religion. Das Gespräch mit dem Islam wird hoffentlich sehr bald wieder an Fahrt gewinnen. Und die wünschenswerte Einführung muslimischen Religionsunterrichts an deutschen Schulen in bestimmten Gebieten wird auch den Islam nicht unverändert lassen. Das Gespräch mit dem Islam wird das 3. Jahrtausend bestimmen. Aber wir können es nur führen, wenn wir die eigenen Schätze kennenlernen. Sie liegen bestimmt dort, wo wir sie vermuten, nur vielleicht etwas tiefer.

Meine Vision des Verhältnisses von Islam und Christentum: Vielleicht begreifen Christen und Moslems im Laufe der nächsten zweihundert Jahre: Der Islam ist in einem Bereich des Christentums entstanden, in dem sich der Kanon des Neuen Testaments noch nicht durchgesetzt hatte (und viele wichtige Züge der christlichen Lehrentwicklung nach den Konzilien). Er ist deshalb in vielfacher Hinsicht gar nicht vorstellbar ohne die (manchmal bizarre) Welt der apokryphen Schriften und des unkontrollierten Synkretismus (= Mischung verschiedener Religionen). So, wie sich der Islam heute darbietet, ist er als Seitenzweig des Christentums nicht annehmbar (und will auch nicht als solcher wahrgenommen werden). Vielleicht wird es eines Tages so etwas wie eine islamische Lehrentwicklung geben, in der die bestehenden Brücken zum Christentum zu breiten Straßen ausgebaut werden. Das betrifft meines Erachtens die fürbittende Rolle des erhöhten Christus oder etwa die muslimische Auffassung von der Entrückung Jesu. Sie ist ausbaufähig. Auch in Apk 12 gibt es Christen, die eine Entrückung Jesu annehmen und die seinen Tod und seine Auferstehung darin »inbegriffen« sein lassen!

14.6 Ist der Glaube an Jesus allein selig machend?

Friedrichs des Großen Ausspruch, ein jeder möge doch auf seine Fassung selig werden, dürfte heute bis weit in die verfasste Christlichkeit, ja bis in die Theologenschaft hinein breiteste Zustimmung erfahren. Der Begriff »allein selig machend« scheint eine überholte Bildungsstufe zu sein und aus einer Zeit zu stammen, da sich die Kirche noch nicht mit der Wertschätzung anderer Religion befasste und ein Quasimonopol auf Heilsvermittlung reklamierte. Freilich ist dieser Exklusivitätsanspruch keine Erfindung altvorderen kirchlichen Marketings, sondern eine jener Peinlichkeiten, die eine genaue Lektüre biblischer Texte für uns bereithält.

Es geht um die schlichte Frage, wie der Mensch in den Himmel kommt. Immer ist das Hineingehen an Einlass-Bedingungen geknüpft. Die Texte sagen: Der Weg zum Himmel ist schmal, die Pforte ist eng und Jesus selbst ist nach Auskunft des Vierten Evangeliums die Tür. Dieses Bild wird im Übrigen auch unabhängig von der Welt der Schafzucht auf Jesus angewandt, wenn Jesus nach verschiedenen Apokryphen sagt »Ich bin die Tür«. Auch in Hebr 10,20, wo Jesus der Eingang zum himmlischen Heiligtum ist, wird er so dargestellt. Alle diese eng verwandten Bilder bezeichnen Jesus als den exklusiven Mittler. Jesus ist die »Tür« oder der »Weg«. Diese Bilder sind alle an Jesus als dem Einzigen orientiert und

daher Ablegern der »liberalen Religionstheorie« entgegenzuhalten, wonach mehrfache Inkarnationen des Logos denkbar seien (auch als Buddha, oder als Friedrich Daniel Schleiermacher), wonach jedenfalls alle bestehenden Religionen der legitime Heilsweg für ihre Anhänger sind. Als Exeget kann ich nur sagen, dass dieses nicht im Sinne der Bibel Alten und Neuen Testamentes ist. Jesus ist die einzige Tür. Das markiert eine biblische Intoleranz, die sich nicht gegen andere Menschen richtet, sondern die Intoleranz eines strengen und sorgfältigen Arztes ist. Neben das Bild des Hirten tritt daher das Bild des Arztes - auch eine der Metaphern, die Jesus auf sich anwendet (Mk 2,17). Im Übrigen bedeutet das Bild nicht, dass man katholisch sein muss, um in den Himmel zu kommen, sondern nur, dass auch für Nichtchristen alles auf Jesus ankommt, zum Beispiel auch, wenn man ihm in Gestalt des Ärmsten der Armen irgendwo auf der Welt begegnet ist (Mt 25,31-46).

Besonders dicht ist die Konzentration auf Jesus als dem universalen Heilsweg in Mt 25,31-46, der Rede vom Weltgericht. Hier geht es um die endgültige Scheidung von Schafen und Böcken (genauer: weißen Schafen und schwarzen Ziegen), von solchen, die in die ewige Herrlichkeit eingehen und solchen, denen es verwehrt bleibt. Der Text gipfelt in Mt 25,40.45: »Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.« Offensichtlich ist dies das Kriterium ...

Jesus packt die Hartgesottenen von einer überraschenden Seite her. Stellt euch vor, sagt er, ich käme selbst. Würdet ihr da nicht ganz schnell alle Armut beseitigen? Schon wenn Honecker anreiste, wurden in der DDR die Häuser, an denen er vorbeifahren sollte, an der Vorderseite gestrichen. Jesus greift ganz in diesem Sinne zu einem letzten, äußerst beunruhigenden Mittel, wenn er sagt: Ich erkläre mich hiermit bedingungslos solidarisch mit jeder gescheiterten Existenz. In jedem Stadtstreicher und Pleitier, in jedem Süchtigen und jeder Scheidungsweise, in jedem Langzeitarbeitslosen und Gemobbten trifft ihr mich selbst an. So ist keiner mehr sicher vor ihm, denn wir haben an jeder Straßenecke Gelegenheit, dem Weltenrichter selbst zu begegnen. Das bedeutet dann »Schach unserer Heuchelei, unseren tausend Versuchen, das Helfen aufzuschieben.

Der Abschnitt überfordert uns - aber sollten wir das Unmögliche nicht wenigstens versuchen? Ausflüchte sind bekannt: So fragen wir gern: Warum sollen ausgerechnet wir für das Elend der ganzen Welt zuständig sein? Oder wir erklären mit dem Neo-Buddhismus, das Leiden gäbe es gar nicht, man müsse bei den Betroffenen nur das Bewusstsein ändern. Doch das ist keine Lösung, und was hilft es angesichts von Auschwitz, den Opfern zuzumuten, das Bewusstsein zuändern? Nein, es gilt ohne Wenn und Aber: Alles, was immer irgendein Mensch einem anderen tut, der in Not ist, das hat er Jesus getan.

Gebende wie Empfänger müssen keineswegs unbedingt Christen sein. Wo immer jemand ihm, dem in den Opfern der Weltläufte versteckten steckten Weltenrichter, Erbarmen schenkt, wird er Erbarmen empfangen. Denn anders als in Mt 25,40 (»meine Brüder«) ist in 25,45 nur noch von den »Geringsten« überhaupt die Rede. Der einzige Vorteil, den Christen in dieser Situation vor anderen haben, ist dieser: Sie wissen um die Kriterien des Weltgerichts. Nur für sie werden die Maßstäbe des Gerichts nicht überraschend sein. Den Christen hat der Richter selbst den Geheimcode des Weltgerichts verraten.

So können die Menschen aller Völker und gleich welchen Bekenntnisses durch den Spruch des Gerichts in den Himmel gelangen, wenn sie nur Barmherzigkeit üben. Doch zwei Einschränkungen gibt es: Erstens kommen sie nicht ohne Jesus »in den Himmel«, denn niemand anders als er ist der Menschensohn und Richter. Der johanneische Satz »Niemand kommt zum Vater, es sei denn durch mich« bleibt daher in vollem Umfang erhalten. Zweitens sagt Jesus nichts über eine Berechtigung der fremden Religionen als Heilsweg. Nach biblischem Verständnis ist eine solche Annahme ausgeschlossen.

520

Die Rede vom Höllenfeuer, die Jesus in höchster Drastik hier bemüht, erfreut sich heute keiner großen Beliebtheit. Man möchte daher die Höllenvorstellung selbst abwählen wie ein ungeliebtes Fach auf der Schule; schließlich soll Religion doch zum Wohlfühlen da sein. **Nun sind die Höllenaussagen grundsätzlich nicht dazu da, angenehm zu sein. Sie halten den Spiegel vors Gesicht. Die Höllenaussagen sind Bilder, aber eben nicht nur das. Sie haben appellativen, dringlich auffordernden Charakter, aber wir dürfen sie nicht auf diese Funktion beschränken. Die Aussagen über die Hölle stellen »paradoxe Interventionen« dar, sie schildern etwas, damit es**

nicht kommt. Aber sie sind nicht leere Aussagen, bloße Drohungen, und die Botschaft Jesu wäre nicht fair, würde sie das Inferno nur zum Zweck der Annahme der Botschaft an die Wand malen. Viele Christen sind froh darüber, dass die Frohbotschaft nicht mehr als Drohbotschaft verkündigt wird. Doch woher kann man so genau wissen, wie Gott *bestimmt nicht* ist? Was wäre, wenn es in der jüdisch-christlichen Religion wirklich eine legitime Angst vor Gott gibt, die darin ihren Grund hat, dass Gott vielleicht wirklich auch ängstigend ist?

Stattdessen haben wir selbst dafür gesorgt, dass das Thema Hölle ungezählte neue Variationen erhielt, vom Feuerball der Atombombe bis hin zu schrecklichsten Endlösungen. **Bei der »Hölle« geht es nicht um Gottes persönliche Rache, sondern immer um die Entsprechung zum menschlichen Tun. Spiegel wollen diese Aussagen sein: Stell dir vor, das, was du jetzt mit anderen vorhast, würde dich selbst treffen. Stell dir vor, du wärest Opfer, nicht Täter - würdest du da nicht vom Tun absehen? Stell dir vor, deine Tat würde dich »ganz kalt« einholen. Mit Gott hat das nichts zu tun. Nichts liegt ihm ferner als die Hölle. Freilich: In gewissem Sinne ist er Garant für Gerechtigkeit, dass auf Tun Ergehen erfolgt. Aber er ist nur dann dieser Garant, wenn man der von ihm gebotenen Möglichkeit, die Folgen barmherzig aufzuheben, nicht folgen will und Gott sein Angebot, Sünden zu vergeben, »ungelesen« zurückgibt. Dann, nur dann, bleibt alles, wie es ist, weil wir selbst es so wollten. Wir kennen das aus Krimis: Am Ende tappt jeder Verbrecher in die selbst gestellte Falle; er fängt sich selbst und geht an sich selbst zugrunde.** Das Evangelium bietet Aufhebung und Unterbrechung der Folgen an, die unser Handeln haben müsste. Wollen wir wirklich, dass alles, was wir angezettelt haben, seinen unheilvollen Lauf weiter nimmt? Das Evangelium ist nichts anderes als die einzige Aufforderung: Lasst euer Herz schmelzen von der Sonne Gottes.

Was sind denn Kriterien echter Offenbarung? Die Frage ist so alt wie das Phänomen Offenbarung selbst. Judentum und Christentum denken hier besonders radikal: a) Der Bereich, aus dem Offenbarungen zu erwarten sind, entspricht einem dualistischen Schema: Grundsätzlich können Offenbarungen entweder aus der Welt Gottes/des Heiligen Geistes oder des Ungeistes/Teufels kommen. b) Der Gott Jesu Christi und Israels ist »intolerant«, das Erste Gebot ist eine Aussage auch über die Legitimität (nicht das Faktum) von Offenbarungen. Andere Götteroffenbarungen sind falsche Offenbarungen ...

534

Wenn Petrus bei Matthäus die Schlüssel des Himmelreiches (nicht nur der Kirche!) erhält, mit denen er regeln kann, wer dazugehört und wer nicht, dann ist wahrscheinlich und hauptsächlich an die Sündenvergebung gedacht. Sie ist auch anderswo in die Entscheidung der Jünger gestellt (Joh 20,23). Trotzdem erwecken diese Aus-sagen Staunen – wie auch Textstellen über das Reich des Todes, das die Kirche nicht besiegen wird. Beides setzt nämlich voraus, dass die Kirche und ihre Schlüsselgewalt keineswegs nur irdische und rein menschliche Einrichtungen sind. Es sind höchst Anstoß erregende, universale Vollmachtzusagen. Nicht nur die Vergebung ist universal definitiv, auch die Nicht-Vergabung – letztere Vollmacht hat die Kirche wohl nie ganz wahrgenommen. Und dass das Reich des Todes sie nicht besiegen wird, setzt einen Kampf voraus, der wirklich ein Kampf zwischen Tod und Leben ist. Die Kirche ist daher darauf an-gelegt, dereinst im Reich Gottes aufzugehen. Konturen dieses Reiches werden klar in ihr sichtbar. Denn sie ist der Raum des Lebens, über das der Tod nicht siegen kann, eben deshalb, weil sie der Ort des lebendigen Gottes ist, der in seinem Sohn mitten unter uns ist ...

...

Aber gerade das Vierte Evangelium ist nicht sanft und unverbindlich: »Die verdorrten Reben werden gesammelt und ins Feuer geworfen«, kann Jesus über den Weinstock sagen. Auch in diesem Evangelium spricht Jesus unbefangen vom Feuer. Und das ist keineswegs unjesuanische Verfälschung, wie manche es gerne hätten. **Jeder Gärtner und Winzer weiß es: Bei Pflanzen geht es immer um Leben und Tod. Was keinen Lebenssaft mehr hält, ist schnell totes, schädliches Gehölz. Jesus meint sein Angebot ernst, und der Zustand der Welt ist genau danach. Weil der Tod immer zum Greifen nahe ist, hetzt Jesus uns geradezu in das Leben hinein. Und er hat es eilig damit. Denn aus der Sicht der Bibel ist unsere Welt eine Notfallstation, in der es nur um eines geht, um Leben oder Tod. Und Jesus ist der Arzt, der wie jeder gute Arzt bedingungslos um das Leben kämpft. Jesus ist Arzt in einer solchen Station, und er kämpft rund um die Uhr für unser Überleben. Nichts verschlei-**

diese Grundsituation so wie das zeitgenössische Reden von Toleranz und her angeblichen Gleichwertigkeit aller Religionen. Denn in einer Notfallstation ist eben nichts egal. Und die Krankheit zum Tode kann ich nicht mit Pfefferminztee behandeln.

Es erscheint fast als unglaublich, aber nach Mt 18 soll Jesus damit gerechnet haben, dass es nötig wird, jemanden aus der Kirche auszuschließen. **Dass es aber einen Ausschluss überhaupt geben kann, weist darauf, dass nach Jesu Meinung nicht nur der Sünder zu schützen ist (vor allem vor dem verletzenden Stolz der Nicht-Sünder), sondern dass sich irgendwann auch die Gemeinschaft vor ihm schützen muss.**

Viele Ausleger läsen es gerne anders und möchten Jesus lieber zum Anwalt grenzenloser Liebe auch denen gegenüber machen, die anderen auf der Nase herumtanzen oder die Gemeinschaft (durch Missachtung) zerstören. Das leitende Interesse hinter dieser Auslegung ist moderner Individualismus. Der Einzelne darf grenzenloses Erbarmen und Vergebung für sich fordern, und Jesus soll zum Anwalt dieses Egoismus gemacht werden. Nein, es zeugt von Jesu realistischer Einschätzung der Menschen, dass liebevolle Rücksichtnahme auf Einzelne nicht dazu führen darf, dass deren Unbelehrbarkeit und Starrsinn die Gemeinschaft quälen. Die Gemeinschaft ist verletzlicher als der Einzelne. Dem Einzelnen kann Jesus zumuten, dass der sieben mal siebzigmal vergibt. Die Gemeinde darf das nicht tun, weil sie sich dann lächerlich macht, weil sie dann nur der Sünde gehorcht. Erstaunlich zu hören: Jesus kennt demnach durchaus Grenzen der liebevollen Rücksichtnahme. Er ist alles andere als ein Prinzipienreiter; die Vertreibung der Händler etwa aus dem Tempelvorhof zeigt, dass Jesus nicht prinzipiell gegen Gewalt ist. So auch hier: Jesus ist nicht gegen Ausschluss aus der Gemeinde. Es gibt eine Grenze, und die ist gegeben, wo die Gemeinde ihr Gesicht verlöre und nur noch verspottet würde. Dann könnte sie nicht mehr missionarisch wirken, sondern wäre nur noch mit sich selbst beschäftigt.

An der Basis der Volksfrömmigkeit will man nicht ständig belehrt werden und säuberlichen Dogmatismus hören. Wenn man das verstanden hat, begreift man auch, **warum das Theologiestudium den Glauben sehr vieler gefährdet – es bleibt keine Luft zum Atmen mehr. Wo der Glaube organisch wachsen soll, muss es einen subjektiven Schutzraum geben, in dem es ein wenig wild wuchert, bis die Pflanzen kräftig dastehen und man das behindernde Unkraut gefahrlos und zum Wohl der Pflanzen eliminieren kann.** Glaube ist ja nicht die Übernahme eines perfekten, komplexen Systems, sondern der Aufbau einer persönlichen Beziehung, deren Implikationen man nach und nach (und dann auch mithilfe der Theologie) versteht. Da-her ist es die Aufgabe der Kirche, nicht nur die Einheit in der Vielheit zu wahren, sondern auch die notwendige (1) Spannung zwischen der wünschenswerten Klarheit einerseits und der lebensnotwendigen Unbestimmtheit andererseits. Die war immer verbunden mit der Freiheit, zu einer eigenen Sprache und Erfahrung zu finden.

Oft mache ich die Erfahrung, dass akademische Theologen die Laien sprachlos machen. Und da wir von notwendiger Spannung reden, sollte jedes Missverständnis im Sinne unkatholischer Einseitigkeit vermieden sein. Praktisch heißt das: **Die Lebenserfahrung der Laien — für jeden strengen Fachtheologen verwunderlich bis ärgerlich — ist keinem Purismus zu opfern. Nehmen wir ein besonders krasses Theologenärgernis: die vielen Formen der innigen Verehrung des heiligen Padre Pio. Das kann ein Abgleiten ins Abseitige sein, es mag aber auch der Einstieg in ein mystisches Wissen von realer Gegenwart und Wirkmächtigkeit Gottes heute sein.** Darüber soll man jedenfalls nicht vorschnell urteilen. Wenn es einen Irrtum der Reformation gab, dann war es dieser, für die Pastoren und Laien nurmehr das Ideal des humanistischen Gelehrten gelten zu lassen. Und postkonziliarer Rationalismus wie neukatholischer Fundamentalismus sind nur Zwillingsgeschwister in Sachen Sauberkeit.

Jesu unmittelbare Adressaten sind nicht die Professoren, sondern die Laien; das besagt Mt 11, wo sich Jesus ausdrücklich *nicht* an die Augen und Gebildeten wendet. Die einfachen Menschen sind neugierig und wissbegierig. Sie sind nicht saturiert durch Gewissheit über ihr scheinbares Wissen, sie meinen nicht zu sehen wie die blinden Pharisäer nach Joh 9. Sokrates und Nicolaus Cusanus haben das Notwendige über den Laien (*idiota*) gesagt, und Jesus ist der Dritte im Bunde. **Gemeinsam ist ihnen die Skepsis gegenüber der Vielwisserei, aber auch gegenüber jeder wissenschaftlichen Theologie, die nicht immer wieder betont, eigentlich vor dem Nichts zu stehen.**

Christentum meint nach Mt 11 etwas ganz Einfaches: dass nämlich der Vater nur durch den Sohn zugänglich wird, und zwar durch ihn als Person, durch ihn in seinem Weg. **Das ist in nuce wirklich die ganze Theologie. Auf Mitgehen und Mitlieben kommt es an. Die Simplizität einer allereinfachsten Gottesbeziehung enthält in sich den gigantischen Kosmos der Lehre.** So ist beispielsweise das Matthäusevangelium keine »Lehre«; es berichtet nur insgesamt vom Weg Jesu: Jesus verzichtet auf Gewalt und hat ein demütiges Herz ...

548

Die entscheidende Frage ist der »Ostergraben«: Hat zu Ostern nicht nur die Erkenntnis begonnen, wer Jesus war, sondern haben auch alle die lästigen Phänomene wie Kirche, Dogma und Gegnerschaft zum Judentum erst mit Ostern begonnen? Die Schriften des Urchristentums geben auf all dies nicht den geringsten Hinweis. Es ist einigermaßen erstaunlich, dass sich in keinem neutestamentlichen Text für die Annahme der absolut produktiven Kraft der Osterereignisse ein Hinweis findet. Damit soll nicht bestritten werden, dass es vor wie nach Ostern eine Entwicklung der christlichen Lehre und der Gemeinschaft gab. Nur dass das Entscheidende immer erst mit Ostern begonnen habe, ist eine künstliche und unbeweisbare Annahme, die sich aber umso zäher gehalten hat.

Auch das ist so ein Mythos: Vor Ostern habe es keine Konflikte mit dem Judentum gegeben, erst nach Ostern habe sich die Kirche zunehmend auf Kosten des Judentums selbst profiliert. Nun sind die Evangelien randvoll von Auseinandersetzungen Jesu mit jüdischen Gruppen. Dass Jesus am Ende bei kaum einer dieser Gruppen Freunde hatte, sondern dass sie seinen Tod nur wünschen konnten, ist von der Faktenlage zu unterscheiden, wonach nur Pilatus das Recht hatte, Jesus zur Kreuzigung auszuliefern. Das theologische Interesse am Judentum nimmt sehr bald ab, der letzte große Streit ist der Dialog des Apologeten Justin (t um 165). Für die Entwicklung der Christologie auf den Konzilien ist das Judentum ohne Belang.

Niemand hat die Christen gezählt, die *verzweifeln am Glauben wegen der Unglaubwürdigkeit der Kirche*. Für die Verursacher gilt: Jedes einzelne Gemeindeglied ist so kostbar, so heilig, dass man das ganze Heil riskiert, wenn man es aufgrund von Wort oder Tat hinausdrängt. Denn das ist der Sinn von »Ärgernis geben«. Hier steht das Innenleben der Gemeinde zur Debatte. Auch hier sind Jesus und Paulus ganz einig. Das Schlimmste ist, wenn ein Christ dem anderen zum Grund des Austretens aus der Gemeinde wird. Ich habe es selbst erlebt, dass ein Prüfling im Examen von einem Theologieprofessor so unmenschlich gequält wurde, dass der Prüfling nach dem Examen erklärte, er werde die Kirche verlassen, in der solche Barbarei möglich sei (er hat es dann nicht getan). Wir hören es immer wieder, dass die Verbrechen gerade der kirchlichen Amtsträger der Grund sind, weshalb Menschen am Glauben verzweifeln. Jesus weiß es selbst, dass der Glauben vieler nicht von ihm, dem untadeligen Gottessohn abhängt, sondern von den Jüngern und Jüngerinnen »vor Ort«.

...

Zwei Fragen schließen sich hier an. Die eine lautet: Warum ist es wirklich so schlimm, Ärgernis zu geben, dass Jesus die schärfsten Sanktionen, von denen er überhaupt spricht, mit diesem Fall verbindet? Und die andere lautet: Was heißt das eigentlich heute in der konkreten Szene unserer Gemeinden? Zur ersten Frage: Ärgernis zu geben ist deshalb so schlimm, weil ein Glied der Gemeinde »kaputt-zumachen« Gotteszerstörung ist. Gott ist der *eine*, durch Ärgernis aber entsteht Abspaltung. Jeder Austritt ist Verletzung dessen, was Paulus Leib Christi nennt. Wer andere hinausdrängt, greift Gott physisch an, denn Gott hat die Gemeinde, paulinisch gesprochen, als Leib Christi gestiftet; zu unserem Text könnte man sagen: Die Heiligen als Ort der Gegenwart Gottes sind um Gottes willen vor Abspaltung zu bewahren. Denn jede Gemeinde bildet ganz real die Einheit Gottes ab.

579

2000 Jahre Mission sind daher wie ein einziger Tag im Angesicht des wiederkommenden Herrn. Er kommt sozusagen am Abend dieses Tages. Das legt definsive Verantwortlichkeit nahe und eine für die ganze Zeit geltende Wachsamkeit. Nichts ist »auf später« aufschiebbar. Jedes Tun ist in bestimmter Hinsicht endgültig, und wo es unvollkommen war oder reine Bosheit, drängt die Kirche auf Vergebung im Sakrament.

Die neutestamentlichen Wunder sind keine *marginalia*, sondern *magnalia dei* — keine Randphänomene, sondern Großtaten Gottes. Jesus wirkt sie nicht beiläufig, am Rand dessen, was sein Eigentliches wäre (so denkt es sich die wortfixierte Liberale Theologie, wenn sie Jesus denn überhaupt Wunder wirken lässt). In den Wundern dringt Gott in die Erde ein. Sie sind nicht äußerlich bestätigend, sondern ein Teil der Sache selbst. Sie sind Gottes eigenste Taten. Dass Jesus auf dem Wasser geht, meint in der Sprache der Evangelisten eben das, was wir »Inkarnation« nennen, Erscheinen Gottes, Realpräsenz in einem Menschen auf Erden.

Wenn das Jesu Leib ist, dann ist auch Jungfrauengeburt und Auferstehung möglich. Freilich ist das nicht durchgehend Jesu Art, sich unter den Menschen zu präsentieren. Offenbarungen Gottes im strengen Sinne des Wortes geschehen bei Jesus immer nur für einen Moment, wie ein Aufblitzen. Das ist bei der Verklärung so wie beim Gehen auf dem Wasser. Wer auf dem Wasser gehen kann, ist Gott. Über diese je und je aufblitzende Göttlichkeit Jesu ist noch nicht aus-reichend nachgedacht. Auch beim Seesturm leistet Jesus etwas, das nur Gott kann, auch die Verfluchung des Feigenbaums gehört hierher.

Vor Gott, heißt es, könne nichts treten, was unvollkommen ist. Das Nicht-Gute hat vor Gott keinen Bestand. Wie können wir Sünder dann sterben, ohne von Gott auf der Stelle ausgewischt zu werden, ohne dass wir vor ihm ins Nichts versinken? Wir sind doch schuld-gezeichnete Wesen, die nicht aufhören können an jedem neuen Tag neu schuldig zu werden. Sünde und Schuld gehören unauflöslich zum Menschsein hinzu. Sind wir in letzter Instanz haltlos?

Sünde und Schuld — es empfiehlt sich, dieses Thema nicht abstrakt und dogmatisch, sondern auf die Erfahrung bezogen zu diskutieren. Das ist auch deshalb nötig, um dem Einwand auszuweichen, Sünde werde den Menschen durch »die Kirche« eingeredet, um damit die Notwendigkeit einer späteren Erlösung zu begründen.

Sünde hängt zusammen mit der Erfahrung des »schlechten«, an-klagenden Gewissens. Und die Dimension der Schuld trifft sich mit der Alltagsweisheit des Zusammenhangs von Tun und Ergehen, nach dem der Mensch irgendwann von seinem Tun »eingeholt« wird. Die im Bild der Erinnyen gefasste Erfahrung der Griechen sagt Entsprechendes: Die Rache folgt auf den Fuß. Die Rolle der christlichen Religion angesichts dieser Erfahrung ist erstens die Klärung und Erfassung, zweitens die Herstellung einer Verbindung zu Gott, drittens der Aufweis einer Möglichkeit der Befreiung (Vergebung).

1. Von Sünde zu sprechen bedeutet Erfahrung zu klären. Zur Klärung hat der christliche Glaube dieses beizutragen: Sünde ist maßlos gewordener Egoismus. **Gewiss braucht der Mensch Lust, um leben zu können. Sünde ist erst dort gegeben, wo der Mensch die geschaffene und lebensnotwendige Lust ins Maßlose überschreitet und egoistisch werden lässt. Erst dann ist Sünde gegeben. Das bedeutet: Der Mensch ist auf Lust angewiesen, Lust zum Essen, Lust zur Sexualität, ja Lust zum Leben überhaupt. Das ist nicht Sünde. Sünde gibt es erst dann, wenn aus der notwendigen vitalen Lust die maßlose Begierde wird.**

Nach Paulus nistet sich die Sünde beim Menschen ein. Das setzt voraus: Sünde kommt von außen in den Menschen hinein. Sie spiegelt ihm etwas vor, nämlich Lebensgewinn, Erfüllung der vitalen Bedürfnisse. Aber weil wir schwach sind, vergessen wir unsere Grenzen, werden wir maßlos. So lassen wir uns mit der Sünde ein und verfallen dem, was wir eigentlich nicht wollen, dem Tod. Nicht die Vitalität sollen wir anklagen (sonst hätte Nietzsche Recht), sondern unser maßloses, süchtiges Herz, das uns in den Abgrund ziehen kann. Sünde ist daher eine Sucht zum Tode, vergleichbar einem dunklen, wilden Strudel, der den Menschen in Richtung Tod mitreißt. Wie wenn nach einem Unwetter braune Wassermassen fast unwiderstehlich einem Abfluss zueilen und alles mitreißen, was sich ihnen in den Weg stellt. Sünde ist eine wilde Sucht zum Tod. Wenn wir uns nur eingelassen haben, treibt der Strudel uns dem Tod zu. Nur der erste Schritt war noch freiwillig. Dann wird die Sünde Her-rin über unser Inneres, vergiftet und verdirbt unser Wollen. **Die Verflechtung mit diesem Habitus wird nur noch größer, wenn wir an-fangen, diese Abhängigkeit auch noch ideologisch zu begründen.**

2. Sünde ist ein religiöses Phänomen, denn Sünde hat etwas mit Gott zu tun. Durch diese Erklärung, die das Christentum gibt, wird die ungewisse Dumpfheit, sich irgendwie verfehlt zu haben, eindeutig in eine bestimmte Richtung hin gedeutet. Das hat durchaus etwas mit Spiritualität zu tun, denn Spiritualität heißt: Das Leben des Menschen und er selbst gewinnen Gestalt von innen her. Dabei geht es dem Menschen, der sich verfehlt hat, wie dem verlorenen Sohn, der plötzlich einsieht: »Ich habe gesündigt vor dem Himmel und vor dir.« »Vor dem Himmel«, das meint Gott — und zwar nicht als den, der den Menschen belastet, sondern der den Schrei des Bekenntnisses hört. An Gott ist dieser Schrei gerichtet ist und er konnte glücklicherweise Adressat dieses Urschreis am Anfang des neuen Lebensabschnitts werden. Einen anderen, erstaunlichen Aspekt bietet das Hiob-Buch in 14,6. Hiob bittet Gott: »*Blicke doch weg vom Menschen, damit er Ruhe hat, dass er sich wie ein Tagelöhner seines Tages freue.*« Während sonst Beter um Zuwendung Gottes bitten, gilt hier das Gegenteil. Hiob bittet Gott, er möge von ihm wegblicken, ihn mit seiner Gegenwart verschonen. Doch es gibt keine Schonzeit, Hiob wird nicht freundlicherweise für haftunfähig erklärt. Das erflehte Nicht-Hinsehen mutet Gott ein Handeln innerhalb der Grauzone zu. Das Gebet Hiobs steht genau zwischen Vergessen und Gejagtwerden. Solange der Mensch betet, darf er hoffen, dass Gott die Prozessvorbereitung wenigstens unterbricht. Das ist die Hoffnung Hiobs hier: Gott bewahrt vor der Unmenschlichkeit ständiger Erinnerung und gibt die Möglichkeit des Betens. Zwischen Gottes Größe und der Schuld des Menschen liegt überdies also auch die Gnade der Alltäglichkeit. Ein Weiterleben ohne die ständige Angst vor dem Gejagt-werden ist nur möglich, wenn Gott darum gebeten wird, die Verantwortung zu übernehmen. Gott möge das zerbrechliche Kartenhaus bestehen lassen.

3. Sünde kann vergeben werden. Sünde hat drittens etwas mit Vergebung zu tun. Oft hat man dieses vergessen: Von Sünde und Schuld ist im Christentum überhaupt nur deshalb die Rede, weil es hier die Instanz gibt, die Vergebung gewähren kann. Das ist ähnlich wie mit dem Teufel. Er kommt nur deshalb im Christentum vor, weil dieses von seiner Überwindung kündigt. Den Teufel gibt es in der christlichen Religion nicht, um Angst zu machen. Ebenso wenig gibt es die Rede von Sünde und Schuld, um Menschen mit Freudlosigkeit zu belasten. Beide, Teufel und Sünde, werden nur anlässlich der Möglichkeit genannt, von ihnen befreit zu werden. Beide werden in ein Drama eingebaut, an dessen Ende sie beide verschwunden sind und nichts mehr zu sagen haben.

597

So teilen wir Christen mit den Juden die eigenartige, kaum beachtete Auffassung, dass mit dem Tod eines jeden Menschen alle seine Sünden vergeben sind. So lautet Röm 6,7b: *Wer stirbt, ist damit frei von aller Sündenschuld.* Ähnlich ist es mit dem Finanzamt und dem Prozessrecht. Nach dem Tod ist keiner mehr zu belangen. Selbst das gestrenge Dienstrecht für Beamte sagt: Stirbt jemand auf einer Dienstreise, so ist die Dienstreise mit seinem Tod beendet. – Dieser Grundsatz gilt freilich auch exklusiv. Jeder Einzelne wird mit dem Tod für seine Sünden bestraft. Mehr kann er dann auch nicht erwarten. Tot ist dann eben wirklich tot.

Außer wenn ein ganz und gar Gerechter stellvertretend für uns gestorben ist. Dann ist der leibliche Tod für uns in Wirklichkeit nur ein Durchgang zum wichtigeren Teil des Ewigen Lebens, das er für uns gewonnen hat, dann ist unser leiblicher Tod nur Ende des ersten Teils. Denn auch für Jesus war der Tod Beseitigung aller Sünde, und zwar derer, die Gott auf ihn gehäuft, auf ihn gelegt hatte (Gott hat ihn zum Fluch, zur Sünde gemacht, wie Paulus sagt). Auch mit seinem Tod hört alle Sünde auf, die nun freilich nicht seine eigene war, sondern die er stellvertretend trug – und tragen konnte, weil er gerecht war. Wenn das stimmt, wenn Gott diese Stellvertretung akzeptiert, dann ist der Tod in der Tat schon jetzt der Substanz nach besiegt. Für den, der sie nicht akzeptiert, fällt der biologische Tod mit dem zusammen, was die Bibel den »zweiten Tod« nennt, der dann durch ein Gericht oder Weltgericht nur noch bestätigt würde. Auch hier macht die Bibel nicht Angst, sondern fordert dazu auf: **Nutze deine Chance!**

Nach der Anschauung vieler gibt es freilich weiter gehende Quellen für die Aussagen über das Davor und das Danach. Diese Quellen sind regelmäßig Visionen und Offenbarungen. Diese Traditionen sind keineswegs nur christlich, sondern reichen weit in die vorchristliche Zeit. Judentum und Christentum

setzen diese Literatur nur fort. Aus der vorchristlichen Zeit haben wir Unterweltreisen in der Odyssee und im 6. Buch der Aeneis des Vergil. Himmelsvisionen über das Geschick verstorbener und jetzt vergöttlichter Menschen liegen vor in einer römischen Inschrift des 1. Jh. n. Chr. (CIL 6,3, p. 2244, Nr. 21521) und in den Berichten über die Erscheinung des Romulus vor den Augen des römischen Senators Julius Proculus nach verschiedenen Quellen (Livius, Plutarch etc.). Für seine Auskünfte über das künftige Geschick der Toten beruft sich der Apostel Paulus in 1 Kor 15 auf die Offenbarung eines »Mysteriums«. Dabei lässt sich beobachten: Der Transzendenz des geschilderten Zustandes entspricht die Transzendenz der Erkenntnisquelle. Die Erkenntnisweise entspricht der Qualität des Gegenstandes.

Regelmäßig sind es Einzelfiguren, die sozusagen autobiografisch Zeugnis ablegen über ihre Erfahrungen. Zu nennen sind außer Odysseus und Aeneas im Judentum Henoch und Rabbi Ismael sowie Jesaja nach der »Himmelfahrt des Jesaja«; im frühen Christentum sind Paulus und Petrus nach den jeweils apokryphen, ihnen zugeschriebenen Apokalypsen zu nennen.

Inhaltlich geht es immer wieder um das Gericht, und zwar vom ägyptischen Totenbuch bis hin zum jüdischen Testament Abrahams und zum persischen Bundehesch. Demnach ist die »Zukunft« keineswegs nur lineare Fortsetzung der Gegenwart, sondern — ähnlich wie die eingeschobenen Berichte über die himmlische Szenerie in der Offenbarung des Sehers Johannes — Spiegel des Irdischen und Gegenwärtigen in der himmlischen Welt, und zwar ein kritischer, klärender, entlarvender Spiegel.

Das Gericht ist — wir sahen es — keine christliche, nicht einmal eine jüdische Erfindung. Wo immer über das Ende und das Danach nachgedacht wurde, ergaben sich analoge Szenarien. Es muss dazu kommen, dass die Schleier fallen, dass sich das Eigentliche zeigt und Wahrheit und Recht offenbar werden. Die Scheidung im Gericht ist nichts anderes als definitive Klärung der Gegenwart. Das Gericht bringt insoweit nichts Neues, sondern setzt entweder nachträglich den Zusammenhang von Tun und Ergehen in Kraft oder dient der Erhellung dessen, was ist, in dem Sinne, dass »der Wirklichkeit die Ehre gegeben wird«, dass die Welt ihren Frieden mit der Wahrheit schließen muss.

Trotz des Nichtwissens dessen, was hinter dem Vorhang des To-des ist, gibt es daher die erklärte Absicht, durch die Schilderung des Danach auf die sichtbare, bestehende Welt einzuwirken. Um diese Wirkung zu ermöglichen, behandelt derjenige, der Einblick in das Danach wie in das Davor gibt, Probleme, die man im Jetzt nicht hinreichend lösen konnte. Um diese Probleme zu lösen, verlagert man sie gewissermaßen in die Transzendenz oder lagert sie dorthin aus. Gelöst werden auf diesem Wege vor allem drei Fragen: Warum es offensichtlich den Bösen zu gut und den Guten zu schlecht geht (Theodizee), ob die unerfüllte Sehnsucht des Menschen an ein Ziel kommt oder vergeblich bleibt und schließlich, ob die Endlichkeit aller Menschen endgültig und das letzte Wort ist.

Für den Zusammenhang von Tun und Ergehen gilt seit jeher, dass der Abstand zwischen Tun und Folge unterschiedlich lang ist. Laut der Gerichtsaussage ist dieser Abstand so lang, dass die Folge in der Transzendenz zu liegen kommt. Aber sie kommt bestimmt, und insofern wirkt die Gerichtsaussage auf die Gegenwart. **Auch Jesus redet unbefangen von der Hölle. Nun erfreut sich die Rede vom Höllenfeuer heute keiner großen Beliebtheit. Man möchte daher die Höllenvorstellung selbst abwählen wie ein ungeliebtes Fach in der Schule; schließlich soll Religion doch zum Wohlfühlen da sein, meint man. Nun sind die Höllenaussagen — wir sagten es bereits an anderer Stelle — grundsätzlich nicht dazu da, angenehm zu sein. Spiegel wollen diese Aussagen sein: Stell dir vor, das, was du jetzt mit anderen vorhast, würde dich selbst treffen. Stell dir vor, du wärest Opfer, nicht Täter — würdest du da nicht vom Tun absehen? Stell dir vor, deine Tat würde dich »ganz kalt« einholen. Mit Gott hat das nichts zu tun. Nichts liegt ihm ferner als die Hölle. Freilich: In gewissem Sinne ist er Garant für Gerechtigkeit, dass auf Tun sicher Ergehen erfolgt. Aber er ist nur dann dieser Garant, wenn man der von ihm gebotenen Möglichkeit, die Folgen barmherzig aufzuheben, nicht folgen will und Gottes Angebot, Sünden zu vergeben, ungeöffnet an den Absender zurückginge. Dann, nur dann bleibt alles beim Alten, und zwar weil wir selbst es so wollten. Das Evangelium bietet Aufhebung und Unterbrechung der Folgen an, die unser Handeln haben müsste.**

Was ist zur Frage, *ob die Endlichkeit des Menschen absolut ist*, zu sagen? Die Auffassung, dass der Mensch über den Tod hinaus »da« ist und lebendig ist, rührt aus einer Anschauung des Judentums über Gott, nach der jeder Mensch als Person von Gott ins Dasein gerufen ist und von ihm nie mehr aus dem Eigentums- oder Zugehörigkeitsverhältnis gegenüber Gott herausfallen kann. Ein Recht auf Leben über den Tod hinaus hat der Mensch nicht. Doch Gott gibt sein Recht am Menschen nicht auf und er lässt sich dieses Recht vom Tod nicht nehmen. Gerade deshalb, weil der Tod sein (und des Menschen) größter und letzter Feind

ist. Dazu gibt es aus menschlicher Erfahrung heraus einen Anknüpfungspunkt. **Der göttlichen Sehnsucht nach dem Menschen entspricht eine menschliche Sehnsucht. Die Sehnsucht des Menschen kommt zu keiner Erfüllung. In seinen Selbstbekenntnissen sagt Aurelius Augustinus (Buch 1,1), das Herz des Menschen sei unruhig, bis dass es ruht in Gott. So wie bei jedwedem Lebewesen der Durst auf die Existenz von Wasser hinweist, so könnte auch die schier grenzenlose Sehnsucht des Menschen auf die Existenz von etwas oder jemandem hinweisen, der sie füllen kann — wenn sie denn nicht sinnlos ist.**

Die interreligiösen Querverbindungen sind *nun*, gerade was das postmortale »Gericht« (Krisis, Scheidung) angeht, sehr *intensiv*. Man vergleiche etwa die Schilderung der Straforte bei Vergil und in der Odyssee mit den Angaben der Petrus- und Paulusapokalypsen. Oder man lese die Schilderung des Totengerichts mit der Wägung der Seelen im Testament des Abraham (griech.-jüd.) vor dem Hintergrund des ägyptischen Totenbuchs. Und zur Lazaruserzählung in Lk 16 gibt es zum Beispiel eine etwa gleichzeitige, sehr nahe Parallele aus Ägypten in koptischer Sprache, den so genannten Setnaroman.

...

Ähnliches gilt auch für die Antwort des Christentums auf die Frage nach dem Sinn des Ganzen. *Der Sinn des Ganzen ist Freude*. Denn wenn schon die Zeugung eines Menschen so viel Freude bereitet, wie viel Freude wird Gott erst die Erschaffung der ganzen Welt gemacht haben. Und ist diese Freude nicht ansteckend? Im Einzelnen und im Ganzen ist christliche Spiritualität von Freude getragen. Jesus verkündet eine Frohe Botschaft. Immer wieder ist Freude die Reaktion auf sein Kommen und Wirken, auch und gerade am Ostermorgen. Schließlich verheißt er Freude als Himmelreich.

Was die erwartete Freude betrifft, so vertieft sie ein Gleichnis: Es geschah, dass in einem Schoß Zwillinge empfangen wurden. Die Wochen vergingen, und die Knaben wuchsen heran. In dem Maß, in dem ihr Bewusstsein wuchs, stieg die Freude: »Sag, ist es nicht großartig, dass wir empfangen wurden? Ist es nicht wunderbar, dass wir leben?« Die Zwillinge begannen, ihre Welt zu entdecken. Als sie aber die Schnur fanden, die sie mit ihrer Mutter verband und die ihnen die Nahrung gab, da sangen sie vor Freude: »Wie groß ist die Liebe unserer Mutter, dass sie ihr eigenes Leben mit uns teilt!« Als aber die Wochen vergingen und schließlich zu Monaten wurden, merkten sie plötzlich, wie sehr sie sich verändert hatten. »Was soll das heißen?«, fragte der eine. »Das heißt«, antwortete der andere, »dass unser Aufenthalt in dieser Welt bald seinem Ende zu-geht.« — »Aber ich will gar nicht gehen«, erwiderte der eine, »ich möchte für immer hier bleiben.« — »Wir haben keine andere Wahl«, entgegnete der andere, »aber vielleicht gibt es ein Leben nach der Geburt!« — »Wie könnte dies sein?«, fragte zweifelnd der Erste, »wir werden unsere Lebensschnur verlieren, und wie sollten wir ohne sie leben können? Und außerdem haben andere vor uns diesen Schoß hier verlassen, und niemand von ihnen ist zurückgekommen und hat uns gesagt, dass es ein Leben nach der Geburt gibt. Nein, die Geburt ist das Ende!« So fiel der eine von ihnen in tiefen Kummer und sagte: »Wenn die Empfängnis mit der Geburt endet, welchen Sinn hat dann das Leben im Schoß. Es ist sinnlos. Womöglich gibt es gar keine Mutter hinter allem.« — »Aber sie muss doch existieren«, protestierte der andere, »wie sollten wir sonst hierhergekommen sein? Und wie könnten wir am Leben bleiben?« — »Hast du je unsere Mutter gesehen?« fragte der eine. »Womöglich lebt sie nur in unserer Vorstellung. Wir haben sie uns erdacht, weil wir dadurch unser Leben besser verstehen können.« Und so waren die letzten Tage im Schoß der Mutter gefüllt mit vielen Fragen und großer Angst. Schließlich kam der Moment *der* Geburt. Als die Zwillinge ihre Welt verlassen hatten, öffneten sie ihre Augen. Sie schrien. Was sie sahen, übertraf ihre kühnsten Träume.

17.5 *Ars moriendi* — Die Kunst des Sterbens einüben

Über viele Jahrhunderte hat man im Christentum die Kunst des Sterbens gepflegt. Nicht nur leben will gelernt sein, auch Sterben. Auf das Sterben bereitete man sich vor, indem man an die elementaren Themen und Wegmarken dachte, die einen auf dem Weg bis zum Ende gerade in der letzten Phase begleiten. Vor allem dieses war ein Feld persönlicher Spiritualität. Denn der Weg am Ende gleicht einer Wattwanderung im Nebel. Da sind Stangen wie Wegzeichen ins Wasser gesetzt, damit niemand den Weg bei Nebel verliert.

1. Da ist also zunächst die Betrachtung des Gekreuzigten. Denn wer das Sterben einübt und sich den Gekreuzigten vor Augen hält, weiß, dass er in seiner Todeseinsamkeit nicht allein ist. Oft ist die Verlassenheit für die Sterbenden das Schlimmste. Der Tod, den Jesus erlitten hat, war extrem quälend und schmerzvoll. Auch heute noch ist es unsäglich, welche Leiden und Schmerzen mit

dem Sterben oft verbunden sind. Auch Gottes Sohn ging es nicht besser. Er hat keine Gewalt gebraucht und ist nicht davongelaufen. Er hat den Hass der Menschen gegen Gott bis zur letzten Konsequenz am eigenen Leib ertragen. Das Wichtigste für die Sterbenden kann daher das Kreuz werden.

Früher besaßen die Menschen ein so genanntes »Sterbekreuz«; es lag im Nachttischkästchen — für alle Fälle. Dieses Sterbekreuz drückte man ihnen in die Hand, wenn die Sterbestunde heranrückte. In der Sterbestunde wollte man auf den Gekreuzigten blicken. »All Sünd hast du getragen, sonst müssten wir verzagen.« Das nehmen wir zuerst wahr: Schuld, ein schuldbeladenes Dasein bedeutet eine Last, die nur der Leidende tragen kann. Diese Last ist nicht folgenlos, sie kann einen Menschen niederdrücken. Wer auf das Kreuz blickt, kann sehen: Das Leiden ist wahr, es ist blutig und entsetzlich. Indem ich als Leidender den Erlöser leiden sehe, kann ich auch sehen, was hier gemeinsam ist. Mein eigenes Leiden wird so ein anderes, weil ich es an einem anderen erkennen kann. Und weil der, an dem ich es sehe, der Gottmensch ist, wird es noch einmal ein anderes. Es wird nicht objektiv erleichtert, aber es bleibt nicht in sich verschlossen. Es mag vielleicht so nicht leichter werden, aber es wird aus der dumpfen Sinnlosigkeit befreit. Der Blick zeigt: Das Leiden gehört zu dieser Welt. Es ist nicht nur subjektiv oder eingebildet. Es ist realistisch da-mit zu rechnen. Der Gekreuzigte ist in dieser Hinsicht einer von uns. Das Leiden ist wahr, seines und das eigene. Das Blicken auf den an-deren löst das eigene Leiden bis zu einem gewissen Grad.

616

Vielleicht besteht die Gnade darin, dass Gott das Baugesetz der Sünde, das »Ich-für-mich«, durch das Baugesetz der Erlösung, das »Einer-für-den-anderen« ablöste. Das ist so schön, weil es um Liebe dabei geht.

...

Zwei Gedanken sind in Joh 12,24-26 miteinander verschränkt: Nach V.24 hat das Geschick Jesu in jeder Hinsicht vor-bildlichen (prototypischen) Charakter: Wer Jesus nachfolgt, kann im Weg Jesu den eigenen Weg vorgezeichnet finden.

Gott ist auch zu entdecken als der Punkt im Innersten der Welt (und gleichzeitig über sie hinausragend), der von Ungerechtigkeit unberührt ist, die Hoffnung aller Opfer, genau jene Hoffnung, von der man sagt, sie stirbt zuletzt. Gott ist zu finden als der alleräußerste, letzte Vorposten, von dem her das Ganze noch einmal neu zu bedenken ist: dass das Geheimnis der Welt am Ende für uns und nicht gegen uns ist. Gott ist aber auch der Widerstand, den wir geradezu physisch spüren können, wenn wir um Gerechtigkeit bitten und betteln und wir merken: Es wird uns nicht gewährt, was wir wollen; wir müssen die Mauer des Schweigens noch heftiger stürmen. Gott will wissen, dass er ganz nötig gebraucht wird, dann kann er sich liebevoll öffnen. Gott zeigt sich als das sich zögerlich öffnende Geheimnis der Welt — wie eine Blüte im Lichte des Frühlingmorgens, zuerst noch frostempfindlich vielleicht. Gott offenbart sich als der, vor dem wir immer auf der Flucht sind, der uns aber liebevoll umfängt, auch wenn wir so weit wegliefen, wie der Horizont ist. Gott wird deutlich als das geheime »Trotz« in allen Dingen, über allen Dingen, der nichts so sein lassen will, wie es ist, sondern der als das *plus ultra* jedem Ziel ein neues Ziel setzt, wenn es noch nicht friedlich und schön war. Zu Ostern geht es ganz zentral um Gotteserfahrung und um nichts weiter. Auferstehung ist nichts anderes als die letzte Konsequenz aus biblischer Gotteserfahrung. So geht es zunächst um eine Machtfrage: Ist der Tod, der letzte und all-mächtige Herr? Ist Auferstehung nicht der Protest Gottes gegen die-se Art von Weltherrschaft? Gegen das Erniedrigen und Zerstören? Wird hier nicht endlich der notwendige Schritt getan, der über das bisherige System hinausführt? Hinaus über das System des Schreckens und der Trauer, der Angst und der Klage, der Vergänglichkeit und des Morden?

Woher man das so genau weiß? Ich möchte es persönlich beantworten: Ganz allgemein weiß ich mich in guter Gesellschaft mit den großen Liebenden, den großen Propheten, den großen Dichtern. Ich kann es schlecht glauben, dass sie sich alle getäuscht haben. Ich fühle mich auch mit meinen Vorfahren auf emsländischen Höfen verbunden, von denen ich über Jahrhunderte hin weiß, dass sie mit dem

Sterbekreuz in den Händen ihr Leben dem Schöpfer zurückgaben. Auch wenn das alles Unsinn wäre — zumindest an dieser einen Stelle, die wir Ostern nennen, hat Gott mit leibhaftigen Folgen eingegriffen. Wäre Paulus jetzt hier, so würde er sagen: Alles andere, alle Ahnungen der Liebenden und der blinden Seher, könnten ja mutige Konstruktionen sein. Aber hier, wo Menschen Jesus haben erscheinen sehen, wo ich selbst von ihm zu Boden geworfen wurde und meinen Weg geändert habe, hier kann es kein Wunschdenken sein; hier wurde ich überwältigt! Gott — das habe ich erfahren — ist überwältigend herrlich, überwältigend in seiner Liebe, überwältigend in seiner Kraft der Verwandlung. **Paulus legt Wert darauf, dass er sich das nicht ein-gebildet hat. Er sagt: Ungefähr 530 Zeugen kann ich euch namentlich nennen. Jeder Richter in einem Indizienprozess wäre froh und dank-bar über die Zahl von 530 Augenzeugen. Damals wie heute gilt: Auch diese Anzahl ist einfach überwältigend.**

633

Die Auferstehung ist ein Wunder. Sind bei der Auferstehung die Naturgesetze aufgehoben? Eher scheint es mir so zu sein: Dass die Naturgesetze, die wir herausgefunden haben, alle Bereiche der Wirklichkeit umfassen, ist vielleicht auch nur Mythos und Legende. Schon die Wunder Jesu (und anderer) sind nicht gegen die Schöpfung, sondern nur Andeutung weiterer, anderer, unausgeschöpfter Möglichkeiten. Sie ruhen in ganz anderen Kammern als in denen der Gesetzmäßigkeiten. Es geht um weitere, fantastische Chancen, wie Wirklichkeit noch sein kann.

Thomas mag bei sich gesagt haben: Wie leicht kann man sich durch Wunschdenken täuschen lassen, sich durch eine positive Botschaft selbst betrügen und erbauen. Gerade so lautet auch der Zweifel der neuzeitlichen Exegese seit H. S. Reimarus. Sein Vorwurf an die österlichen Jünger lautet: Manipulation, Wunschdenken, Priester-betrug zugunsten der eigenen Karriere und Christentum als eine erledigte Ideologie. Der Zweifel des Thomas geht durchaus in diese Richtung: Er wagt es, die gemeinschaftliche Erfahrung der Jünger mit dem geliebten Herrn als »unglaublich« abzutun. Auch in der Struktur ähnelt sein Argument der modernen Jesusforschung. Denn er sagt: »Wenn ich ihn nicht selbst sehe, glaube ich nicht!« (V. 25). In die Gegenwart übersetzt heißt das: Nur Jesus selbst ist maßgeblich, könnte maßgeblich sein und der Aussage der Jünger, auch wenn sie sich einig sind, ist überhaupt nicht zu trauen. Ähnlich spielt die Jesusforschung seit 200 Jahren den vermeintlich »wirklichen« Jesus gegen das aus, was die Kirche daraus gemacht hat, und zwar angeblich irreführend. Man will es von Jesus selbst wissen und glaubt den Jüngern, der »nachösterlichen Gemeinde« und Kirche kein Wort. Dass es sich in der Tat schon in Joh 20 um ein ähnliches Problem handelt, zeigt der abschließende Kommentar Jesu in 20,29, den wir so über-setzt haben: »*Du hast jetzt geglaubt, weil du mich gesehen hast. Selig, wer in Zukunft glauben wird, ohne mich gesehen zu haben.*« In Zukunft glauben — nämlich auf dein Zeugnis und das der anderen Jünger hin. Es geht daher bei der Erscheinung des Herrn vor Thomas um die grundlegende Frage der Glaubwürdigkeit des Zeugnisses der Jünger. Im Vierten Evangelium ist das wichtig, weil es immer wieder von Zeugen und vom Zeugnis spricht. Der Glaube beruht auf dem Zeugnis, und wenn es nicht wahr, sondern manipuliert ist, dann ist alles Schwindel. In der Thomaserscheinung legitimiert nicht der Herr sich selbst, sondern er bekräftigt das Zeugnis der Jünger über ihre Ostererfahrung nach 20,19—23. Das Fazit der Thomasbegegnung ist daher: Man kann in der Tat auf das Zeugnis der Augenzeugen hin glauben. Thomas selbst ist auch einer von ihnen. **Seit Thomas haben die Grundzweifel der modernen Jesusforschung ihr Recht verloren.**

Ist es das, was moderne Zweifler exklusiv im Christentum finden könnten und was sie nötig haben wie die Luft zum Atmen? Die Menschen suchen einen, der sie versteht, und wenden sich daher den Gottmenschen in Gestalt von Gurus zu. Aber Gott ist doch schon längst Mensch geworden, Jesus ist Mensch wie wir und versteht uns. Er versteht uns so sehr, dass er selbst auf die Zumutung des Thomas eingeht. Denn eigentlich und in Wahrheit versucht Thomas Gott, was man nicht tun darf! Schon Lk 4,12 zitiert Jesus gegenüber dem Teufel (!) Dtn 16,16: **»Du sollst den Herrn, deinen Gott nicht versuchen!«** Aber Gott lässt sich — aus Liebe, warum denn sonst? — auf unser gotteslästerliches Versuchen ein, kennt unsere Zweifel und weiß, dass wir es von Jesus selbst wissen möchten. Er ist sich nicht zu schade, den Zweifeln des Thomas entgegenzukommen. Ähnlich kennen wir es aus Joh 4,48: *»Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder seht, glaubt ihr nicht!«*, denn so schwach und hilfsbedürftig ist unser Glaube. Auch nach Joh 4 lässt sich Jesus daher in der gleichen Barmherzigkeit auf die Menschen ein, aus der heraus er auch dem lästerlichen Ansinnen des Thomas nachgibt. Gerade weil Jesus (nach bei-den Texten) so bereitwillig und über die Maßen barmherzig dem schwachen Glauben der Menschen entgegenkommt, ist nun, da das Wunder geschehen und Thomas seinen Wunsch erfüllt sieht, der Glaube unausweichlich, Unglaube ist nicht mehr entschuldbar.

Gott begegnet uns als Mensch, als einer, der uns versteht. Als einer, der über die Maßen hinaus unseren Zweifeln entgegenkommt und in diesen Fällen uns gern die zusätzliche Bestätigung liefert, die wir brauchen. Denn er will uns hineinführen in die Herrlichkeit erneuerter Schöpfung. Und damit stoßen wir auf das, was wirklich nur Gott kann: Sünden vergeben, Altlasten wegnehmen, sie verschlingen lassen in der Vitalität des Schöpfers, auf dass die alten Sünden Brennholz werden können für das Feuer des Heiligen Geistes.

654

19.2 Was würde Jesus zur Tötung ungeborener . Kinder sagen?

In Deutschland und anderen Ländern werden Abtreibungen vom Staat bezahlt, Geburten muss man selbst bezahlen. Jesus hat ein sensibles Verhältnis zum fünften Gebot (»Du sollst nicht morden«). Denn schon dann, wenn man zu seinem Nächsten sagt »Du Idiot«, ist das Gebot übertreten. Deshalb würde er erst recht nicht zögern, Tötung ungeborenen Lebens als Mord zu bezeichnen. Tötung Unschuldiger benennt er in jedem Falle als teuflisch. Wenn irgendwo Teuflisches, die verführerische Tücke des Teufels, sich bemerkbar macht, dann im Mord Unschuldiger. Es kommt hinzu, dass der Leib des Menschen nach biblischer Ansicht gerade nicht Eigentum des Menschen ist. Der Mensch gehört Gott, nicht einmal mein Bauch gehört mir. Der Mensch ist »Tempel des Heiligen Geistes«, der Mensch also im Ganzen heilig. Und dem Heiligen gegenüber ist heilige Scheu angebracht. Wer das Heilige verletzt, verletzt Gott.

Man kann nun einwenden, dass zur Zeit Jesu das Problem selbst noch nicht bekannt war. Immerhin haben wir ein eindeutiges Zeugnis aus der Höllenvision der Petrusapokalypse des 2. Jahrhunderts, wo es in 11(26) heißt: *Ganz in der Nähe erblickte ich eine andere Schlucht, wo Eiter und stinkender Ausfluss von Bestraften zu einem großen See herabfloss. Dort saßen Frauen bis zum Hals im Eiter, ihnen gegenüber eine große Menge heulender Embryos. Von ihnen gingen Feuerblitze aus, die in die Augen der Frauen einschlugen. Das waren die Frauen, die unehelich schwanger geworden und die Kinder abgetrieben hatten.* Der Text bescheinigt, dass in biblischer Zeit vor allem uneheliche Schwangerschaften auf diese Weise beendet wurden.

Man könnte einwenden, dass Jesus Ehebrecherinnen nicht verurteilt. Allerdings ermuntert er sie dazu, fortan nicht mehr zu sündigen. Denn so lange ein Menschenleben währt, ist es in seiner Gestaltung änderbar. Tötung eines ungeborenen Kindes ist dagegen nicht mehr zu ändern.

Vor allem ist auf Jesu Kinderfreundlichkeit zu verweisen, die ihresgleichen in der Antike sucht. Nicht weil Kinder »unschuldig« wären, stellt Jesus sie in die Mitte des Evangeliums, sondern gerade weil sie abhängig und machtlos sind, weil sie alles von ihren Eltern erwarten müssen. Er fordert die Erwachsenen auf, dieses Verhältnis als die wahre Abhängigkeit von Gott zu entdecken. Und gerade weil Kinder im Mutterleib noch viel abhängiger sind als irgendwo sonst auf der Welt, würde er Partei ergreifen für sie. Er würde sagen: Ahmt Gott nach! So wie er die Kinder wachsen lässt, sollt auch ihr ihnen Lebensraum gewähren. Partei ergreifen würde er auch für die Frauen, die Jesus an verschiedenen Stellen der Schrift gegen die Männer in Schutz nimmt und deren größere Nähe zur Kreatürlichkeit er sehr wohl kennt. Er würde wissen, wie häufig Männer es sind, die Frauen zu etwas zwingen, was sie im Grunde ihres Herzens niemals wollen können. Er würde Partei ergreifen gegen die Doppelmoral der Problemlöser, gegen die Saubermänner, die das Problem schaffen, das sie dann im Dunkeln und auf Kosten der Kinder und Frauen entsorgen wollen. **Kein Verständnis hätte Jesus, würde man ihn auf soziale Notlagen in diesem Zusammenhang hinweisen. Er würde etwas Ähnliches sagen wie: »Wenn Gott gibt das Häschen, gibt er auch das Gräschen.« Jesu eigener Lebensstil ist auf grenzenlose Zuversicht gegenüber Gott gebaut, der seine Kinder sicher ernähren wird. Er hätte wohl kein Verständnis für die Verbalradikalen und potenziellen Steinwerfer, die Abtreibung geißeln, aber keinen Finger der Barmherzigkeit rühren, um die Zustände abzustellen, die Frauen und Mädchen in scheinbar unlösbare Konflikte bringen, statt die Zustände zu schaffen, in denen der Notfall keine Katastrophe mehr ist. Und was würde diese Gesellschaft erst zu hören bekommen, in der ein Kind zu bekommen ein konkretes Armutrisiko darstellt! Das sind die Früchte, an denen wir erkannt werden.**

657

„Wenn die Menschen gottlos werden, sind die Regierungen ratlos, die Lügen grenzenlos, die Schulden zahllos, die Besprechungen ergebnislos, die Aufklärung hirnlos, die Politiker charakterlos, die Christen gebetslos, die Kirche kraftlos, die Völker friedlos, die Verbrechen maßlos« (Antoine de Saint-Exupéry).

671

Wer sich jetzt an die Schrift hält und glaubt, bekommt die Feindschaft der Welt sehr zu spüren. Die jüdische Apokalyptik ist in ihrer radikaleren Form gar nicht denkbar ohne das Zeitalter der Märtyrer (ab ca. 200 v.Chr.). Denn dort, wo die Mächtigen dieser Welt auf die Träger der Zukunft stoßen, steht das Martyrium. Hier brechen sich die beiden Äonen schon in der jeweiligen Gegenwart. Das bekannte Wort über den Unterschied zwischen einem Sünder und einem Heiligen könnte wesentliche Aspekte der Apokalyptik erklären: *Der Sünder hat Vergangenheit, der Heilige hat Zukunft*. Was Rang und Wert hat, wird bestehen, ist unzerstörbar. Was keinen Rang und keinen Wert hat wird vergehen. Das ist die Botschaft mitten in und gegen alle Zeit und Vergänglichkeit. Bei dem, was in den apokalyptischen Texten als Zukunft erscheint, geht es nicht um irgendeine Zukunft an sich, sondern immer nur um die Zukunft von Personen, eben um die Zukunft, die die Heiligen haben und die Sünder nicht. Der oben zitierte Satz ist daher ein typischer Rest apokalyptischen Denkens. Zukunft gibt es hier nicht unabhängig von ihrer Qualität.

Im Rahmen apokalyptischen Denkens gilt daher:

Gott ist ein anderes Wort für die Auflösung jedweder Machtkonzentration, die sich gegenüber dem Ersten Gebot verselbständigen will. Denn jede Macht über Menschen tangiert den eigenstaatlichen Anspruch Gottes. Apokalyptik ist nicht nur eine Bilder-Tradition, sondern vor allem eine bestimmte Haltung.

Apokalyptiker sein bedeutet eine bestimmte Widerständigkeit zu institutionalisieren und internalisieren, die das wirksame Gegen-mittel zur Gefahr der Vereinnahmung ist.

Für diese Sicht von Zeit und Geschichte ist das eigentlich Schreckliche und das in Wahrheit zu Fürchtende nicht der Tod, sondern der Verlust der kulturellen und kultischen Identität. Gemeint sind: Nivellierung, Konformismus, nicht Nein sagen können, die vielen kleinen Zugeständnisse. Das Gegenteil ist Opportunismus, das Geltenlassen aller Positionen und die Unfähigkeit, eindeutig zu sein.

Das »Ende« ist für diese Sicht identisch mit dem Ende aller falschen, kurzlebigen Macht – und das Ende der Entrechtung der Opfer. Die Zeit, in der ihre Würde anerkannt wird, ist dann gekommen.

Seit der Zeit der Märtyrer ist auch dieses ganz klar: Der Mensch steht in einem Kampf um Leben und Tod. Die Wirklichkeit ist nicht banal wie unser Alltag. Der Kampf wird geführt um Gewinnen oder Verlieren des ganzen, unsichtbaren Selbst jedes einzelnen Menschen. Dieser Kampf ist veschränkt mit Gottes Kampf gegen Chaos und Lieblosigkeit.